

Eine Welt

Un seul

Un solo mondo



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Direction du développement
et de la coopération DDC

NR. 3 / SEPTEMBER 2012
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT
www.deza.admin.ch

Wirksamkeit

Wie wirkt Hilfe und wie misst man sie?
Eine Reportage aus Benin

Ukraine: Zwischen auswandern
und heimkehren

Tropensturm: Ein typischer
Nothilfe-Einsatz

Inhalt

DOSSIER



6 **WIRKSAMKEIT** **Entwicklungshilfe – einer von mehreren Wegen**

Die weltweit geführte Debatte über die Wirkung der Entwicklungszusammenarbeit hat unterschiedliche Auswirkungen auf die Praxis vor Ort, die Programme und die Analyse der Resultate

9 **Den Staat von unten aufbauen**

Wie lässt sich die Armut am effizientesten reduzieren? Eine Reportage aus Benin.

16 **Facts & Figures**

HORIZONTE



18 **Viele ziehts weg, wenige heim**

Die Ukraine gilt als Kornkammer Europas, doch der Landwirtschaft mangelt es an Kapital und Fachkräften

21 **Aus dem Alltag von...**

Guido Beltrani, DEZA-Koordinator in Kiew

22 **Diagnose: Schriftstellerin**

Oksana Sabuschko über die Stellung der Schriftstellerinnen und Schriftsteller in der ukrainischen Gesellschaft

DEZA



23 **Busse für lettische Schulkinder**

In Lettland konnten mit Schweizer Unterstützung für 9000 Kinder Schulbusse finanziert werden

24 **Weihnachten auf Mindanao**

Das Schweizerische Korps für Humanitäre Hilfe im Einsatz nach einem Tropensturm auf den Philippinen

FORUM



27 **Kein Erfolg ohne Risiko**

Brian Atwood, Direktor des OECD-Entwicklungskomitees DAC, im Interview

30 **Kein Frieden ohne Gerechtigkeit**

Carte blanche: Die Nepalesin Rubeena Mahato über den schwierigen Friedensprozess in ihrer Heimat

KULTUR



31 **Bengalische Einblicke**

Die Bilder des Fotografen GMB Akash zeigen den Alltag in Bangladesch und sind gleichzeitig eine Hommage an seine Landsleute

- 3 **Editorial**
- 4 **Periskop**
- 26 **Einblick DEZA**
- 33 **Service**
- 35 **Fernsucht mit DJ Bobo**
- 35 **Impressum**

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.

Editorial



Alirol Lütjens/DEZA

Wirksamkeit – ein Zauberwort der Entwicklungszusammenarbeit

Vor einiger Zeit besuchte ich in Bangladesch ein kleines Provinzspital, das von der DEZA unterstützt wird. Mit Stühlen, Bänken und Brettern wurde vor dem Spital ein Versammlungsort hergerichtet. Zwischen Palmen gespannte Tücher schützten vor der heissen bengalischen Sonne. Die Reihen füllten sich, etwas später auch das Podium mit den Ärzten und Verwaltungsleuten. Dann begann eine spannende Diskussion. Männer und Frauen standen auf und äusserten ihre Anliegen, Vorschläge und Beanstandungen. Die Verantwortlichen standen Red und Antwort, erklärten und machten auch Versprechungen. Für mich entstand in kürzester Zeit ein präzises Bild davon, was im Spital funktionierte und wo die ungelösten Probleme lagen. Ich erfuhr weit mehr als während dem Rundgang, den ich zuvor im Spital gemacht hatte.

Was hat diese Geschichte mit der Wirksamkeit der Entwicklungszusammenarbeit zu tun? Sehr viel. Ein Gesundheitswesen ist wirksam, wenn die betroffene Bevölkerung Zugang zu Gesundheitsleistungen hat. Es geht nicht um ein technisches Wunderwerk, das auf dem Reissbrett entworfen wird und wie ein Geschenk des Himmels in eine entlegene Gegend zu armen Leuten fällt. Nur wenn die Bevölkerung ihre Ansprüche kennt (Transparenz) und ihre Rechte auch einfordern kann (Rechenschaftspflicht), wird das Spital längerfristig zum Erfolg. Mit Vorkehrungen wie der Versammlung der Begünstigten wird Korruption bekämpft. Das Nichterscheinen von Fachpersonal an ihren Arbeitsplätzen – eines der grössten Probleme im Gesundheitswesen von Entwicklungsländern – wird zum Thema gemacht. Und betriebliche Mängel können aufgedeckt und behoben werden.

Das Beispiel zeigt, dass die Wirksamkeit letztlich vom Verhalten und dem Engagement der Partner und Begünstigten abhängt. Sie entscheiden über Erfolg und

Misserfolg. Die Aufgabe der Entwicklungszusammenarbeit ist es, solche Überlegungen einzubeziehen und zu fördern. Es geht um Hilfe zur Selbsthilfe.

In den öffentlichen Diskussionen über die Wirksamkeit der Entwicklungszusammenarbeit wird dieser Kernaspekt oft kaum wahrgenommen. Die starke Verantwortung der Partner ist nicht nur wichtig für einzelne Projekte und Programme. Sie hat auch eine umfassendere und politischere Dimension. Für den Erfolg der Armutsbekämpfung ist ganz entscheidend, dass die Partnerländer ihre Entwicklung selber bestimmen – die Richtung und die Geschwindigkeit.

Für die schweizerische Entwicklungszusammenarbeit sind deshalb heute die Strategien der Partnerländer der zentrale Ausgangspunkt für die eigene Arbeit. An der Konferenz von Busan ist Ende 2011 eine neue Partnerschaft zwischen OECD- und Entwicklungsländern geschlossen worden. Sie setzt diesen Gedanken klar ins Zentrum. Nur so kann Entwicklungszusammenarbeit längerfristig wirksam sein.

Wenn ich mich an die lebhaften Diskussionen vor dem kleinen Spital erinnere, geht mir gelegentlich noch etwas anderes durch den Kopf: Könnten nicht auch wir etwas aus diesen Erfahrungen lernen, wenn es darum geht, die knappen Mittel in unserem eigenen Gesundheitswesen möglichst wirksam einzusetzen?

*Martin Dahinden
Direktor der DEZA*

Periskop



Herve Hughes/hemis.fr/afaf

Bedrohter Titicaca-See

(bf) Der 8300 Quadratkilometer grosse Titicaca-See ist nicht nur der grösste Süsswassersee Südamerikas, er ist auch das höchstgelegene kommerziell schiffbare Gewässer der Erde. Der See liegt 3810 Meter über Meer im peruanisch-bolivianischen Grenzgebiet und ist Lebensgrundlage für zwei Millionen Menschen. Für sie ist er eine unverzichtbare Ressource für Trinkwasser, Fischfang, Land- und Viehwirtschaft, Tourismus, Industrie und Energiegewinnung. Doch Klimawandel, Bergbau und Abwasser aus Industrie und Haushalten setzen dem See derart zu, dass ihn die beiden Umweltorganisationen Global Nature Fund (GNF) und Living Lakes zum «Bedrohten See des Jahres 2012» erklärt haben. Sie orten die grösste Gefahr bei der Klimaerwärmung: Deren Folgen sind abschmelzende Andengletscher, Rückgang der Wassermenge und ein anhaltender Anstieg der Wassertemperatur. Dadurch wiederum leidet die Artenvielfalt, schrumpfen die Fischbestände und viele Fischer steigen auf den Anbau von Kartoffeln, Gerste, Mais und Quinoa sowie auf Viehzucht um, was den See zusätzlich gefährdet.

Jagd auf «Blutzerz»

(jls) In der Region der Afrikanischen Grossen Seen finanziert unerlaubter Erzabbau bewaffnete Gruppen und trägt so dazu bei, Konflikte wachzuhalten. Zur Bekämpfung dieses Geschäfts haben die elf Mitgliedsländer der Internationalen Konferenz der Region Ende 2010 einen Nachverfolgungs- und Zertifizierungsmechanismus aufgestellt. Im Februar hat die Demokratische Republik Kongo dieses Instrument als erstes Land der Region in seine Gesetzgebung integriert. Jede Lieferung benötigt künftig ein Dokument,

das die Herkunft des Erzes sowie Name und Adresse des Schürfers nachweist. Damit wird die Rückverfolgbarkeit der exportierten Ladungen sichergestellt. Laut dem kongolesischen Bergbauminister Martin Kabwelulu soll alles nicht zertifizierte Erz beschlagnahmt, und der betroffene Exporteur als Schwarzhändler eingestuft werden. Der Minister erwartet hohe Steuereinnahmen. Bisher wurden 80 Prozent des im Osten der DR Kongo geschürften Goldes ausser Landes geschmuggelt, den Behörden entgingen dabei Abgaben von 122 Millionen Dollar.

Vom Tagelöhner zum Eigentümer

(bf) Guatemalas Norden ist voller Schätze: Erdöl, Edelhölzer, Hunderttausende Hektar Farmland. Entsprechend rasant wird der Urwald mit einer der artenreichsten Tier- und Pflanzenwelten Lateinamerikas abgeholzt – für Viehfarmen, Ölpalmlantagen, Ackerland und illegale Landepisten für die Kleinflugzeuge der Drogenmafia. Nach Schätzungen von Umweltorganisationen sind bereits 40 Prozent des Regenwaldes unwiderruflich verloren. Dass es auch anders geht, belegt das Beispiel der Genossenschaft Afisap, welche mit ihrer nachhaltigen Forstwirtschaft für viele Familien ein Einkommen schafft und dafür mit dem Umweltpreis 2011 des UNO-Umweltprogramms UNEP ausgezeichnet worden ist. Seit 2000 bewirtschaften die 170 Genossenschafter 52000 Hektar Wald in der Pufferzone des Maya Biosphärenreservats mit einer eigenen Baumschule, wo sie kommerziell nutzbare Hölzer wie Mahagoni oder Zeder ziehen, einer Imkerei sowie einer Schreinerei. Stolz sagt der 60-jährige Genossenschafter Eduardo Quixchen: «Früher war ich Tagelöhner, jetzt bin ich Miteigentümer.»

www.afisap.org

Fair Trade Handy

(gn) Bei Nahrungsmitteln und Kleidern erfreuen sich Fair Trade Labels wachsender Beliebtheit. Künftig sollen Konsumenten auch beim Kauf von elektronischen Geräten einen Beitrag für bessere Arbeits- und Lebensbedingungen leisten können. Dies ist das Ziel der holländischen Initiative FairPhone. In einem ersten Schritt wollen die Initianten ein Mobiltelefon auf den Markt bringen, dessen Bestandteile – von der Batterie bis zur SIMcard – unter fairen Bedingungen hergestellt werden. Dabei geht es nicht nur um die Arbeitsbedingungen in den Fabriken, sondern auch um den Abbau des Rohmaterials. Viele der Metalle wie Kobalt oder Wolfram, die für die Herstellung von elektronischen Geräten gebraucht werden, stammen aus der Demokratischen Republik Kongo. Laut FairPhone arbeiten allein in der Provinz Katanga 150000 Menschen, darunter 50000 Kinder, meist unter miserablen Bedingungen im Bergbau. FairPhone sucht nun nach Minen, die bereit sind, Fairness-Standards zu schaffen und einzuhalten. Gleichzeitig soll die Wiederverwertung von seltenen Metallen gefördert werden.

www.fairphone.com



Jiro Oise 2005/Redux/afaf



Zeichnung von Jean-Augagneur

Aufbau von der Basis her

Boom in Afrika

(bf) Seit 2000 wächst die Wirtschaft in Afrika so stark wie auf keinem anderen Kontinent. Zwischen 2001 und 2010 lagen weltweit sechs der zehn wachstumsstärksten Staaten im südlichen Afrika. Angola liegt gar an der Spitze. Laut dem Internationalen Währungsfonds werden zwischen 2011 und 2015 sogar sieben der zehn am schnellsten wachsenden Länder in Afrika sein. Nur gerade Indien und China schlagen derzeit den boomenden Kontinent, auf dem 1,2 Milliarden Menschen in 54 Staaten leben. Hinter dem afrikanischen Boom steht die wachsende Mittelschicht. Gemäss der Afrikanischen Entwicklungsbank umfasst sie in Schwarzafrika inzwischen 313 Millionen Menschen –

rund ein Drittel der Bevölkerung und ein Plus von 27 Prozent verglichen mit dem Jahr 2000. In einer Umfrage des britischen Magazins «The Economist» bezeichneten denn auch 39 Prozent der befragten Unternehmen die wachsende Mittelschicht als attraktivsten Aspekt für Investitionen in Afrika – attraktiver noch als das Wachstum der Volkswirtschaften an sich.

Sonnige Zukunft

(gn) In Indien war Solarstrom 2011 erstmals billiger als mit Diesel-Generatoren erzeugte Elektrizität. Dies, weil die Preise für Solarpaneele allein im letzten Jahr um fast die Hälfte gefallen sind. Trotzdem können sich in Indien, wo ein Viertel der Bevölkerung bis heute keinen Zugang zu Elektrizität hat, viele Men-

schen keine Photovoltaik-Anlage leisten. Neue Hoffnung für günstige Sonnenenergie kommt nun aus der Schweiz: 20 Jahre nach Erfindung der ersten Solarzelle, die auf dem Prinzip der Photosynthese basiert und ohne teures Silicium auskommt, scheint dem Lausanner Chemiker Michael Grätzel der entscheidende Durchbruch gelungen zu sein.

Allerdings müssen die kostengünstigen und umweltverträglichen Zellen noch etwas an Effizienz zulegen: Ihr Wirkungsgrad beträgt erst 12,3 Prozent – um auf dem Markt bestehen zu können, muss die Effizienz der Grätzel-Zelle auf 15 Prozent gesteigert werden.



Kuni Takahashi/ANIT/afip

Entwicklungshilfe – einer von mehreren Wegen

Die weltweit geführte Debatte über die Wirksamkeit der Hilfe verändert die Praxis der Zusammenarbeit. Die DEZA setzt sich bei diesem Prozess aktiv für die qualitative Verbesserung ihrer Programme ein. Vor der Öffentlichkeit und im Parlament wiederum muss sie nachweisen, dass mit dem eingesetzten Geld die Armut reduziert wird, weshalb auch die Analyse der Resultate verfeinert wird.



DOSSIER

William Daniels/Paros/Strates

Sinkende Kindersterblichkeit, weniger Malaria-Kranke: In Tansania konnte dank flächendeckender Verteilung von Moskitonetzen eindeutig nachweisbare Resultate erzielt werden

(jls) Die internationale Gemeinschaft hat sich die weltweite Armutsreduktion zum Ziel gesetzt und im Jahr 2000 die Millenniums-Entwicklungsziele verabschiedet; 15 Jahre hat sie sich gegeben, um sie umzusetzen. Dieser ehrgeizige Plan erforderte nicht bloss eine Erhöhung der Entwicklungshil-

feetats, sondern auch Qualitätsverbesserungen, entsprachen doch die Resultate nicht immer den Erwartungen. Eines der Probleme lag in immer zahlreicheren, direkt von den Gebern konzipierten, finanzierten und geleiteten Projekten. Dies erschwerte dem Empfängerland die Entwicklungs-

planung. Darüber hinaus führte fehlende Koordination unter den Gebern zu Doppelspurigkeiten und hohem administrativem Aufwand für die lokalen Behörden.

Aus diesem Grund setzte bei Gebern und Empfängerländern eine ausführliche Debatte um die Wirksamkeit der Hilfe ein, begleitet von vier hochkarätigen Foren. 2005 kam es in Paris zum Abschluss eines Pakts mit dem Ziel, Lenkung und Management der gesprochenen Mittel zu verbessern. Die armen Länder werden in der sogenannten Erklärung von Paris dazu ermuntert, ihre Entwicklung selbst in die Hand zu nehmen; die Geber hingegen sollen sich auf die von ihren Partnern definierten Prioritäten ausrichten (siehe Randspalten-text Seite 8).

sektor, philanthropische Stiftungen und neue Geber vertreten. Für alle war klar: Die Umsetzung der Erklärung kommt zu langsam voran. Die 3000 anwesenden Delegierten bestätigten deshalb die 2005 gefassten Vorsätze mit dem Versprechen, die Anstrengungen zu beschleunigen.

Busan steht auch für eine wichtige Neuausrichtung: Künftig soll nicht mehr die Wirksamkeit der Hilfe, sondern jene der Entwicklung zur Debatte stehen. Niklaus Zingg, Wirksamkeits-Spezialist bei der DEZA, erläutert die Nuance: «Bisher standen die Vorgehensweisen der Geber im Brennpunkt. Andere Faktoren, die zur Armutsreduktion beitragen, wurden vernachlässigt. In Busan hat man erkannt, dass sich Entwicklungsprobleme nur teilweise mit Entwicklungshilfe lösen lassen und dass



Werden wie hier in Nepal Menschenrechte gefördert, ist die Wirkung davon oft schwierig nachzuweisen

Weltweite Debatte um Wirksamkeit

Nach der Unterzeichnung der Erklärung hat sich der Dialog auf alle andern Akteure erweitert, die zur Entwicklung beitragen. Beim vierten, der Wirksamkeit gewidmeten Forum 2011 in Busan (Südkorea) waren auch Zivilgesellschaft, Privat-

sie vielmehr als Katalysator zur Mobilisierung anderer Finanzierungsmittel dienen sollte.» So hat das Forum die Grundlagen einer weltweiten Partnerschaft für wirksame Entwicklungszusammenarbeit geschaffen, die alle mitbeteiligten Akteure einschliesst.

«Eine staatliche Institution mit einem jährlichen Budget von über einer Milliarde Franken muss leistungsstarke Aktivitäten entfalten und darüber Rechenschaft ablegen.»

Was genau passiert mit dem Geld?

Seit einigen Jahren bindet die DEZA ihre Vorgehensweise stärker an die Ergebnisse. Sie hat insbesondere Instrumente und Normen zur Qualitätsverbesserung ihrer Programme entwickelt. Parallel dazu setzt sie Wirkungsevaluationen zum Nachweis der vor Ort erreichten Resultate ein. Die diesbezüglichen Erwartungen werden immer lauter ausgesprochen: Parlament und Öffentlichkeit wollen wissen, wie die Steuergelder eingesetzt werden.

«Die an uns gerichteten Fragen sind legitim. Eine staatliche Institution mit einem jährlichen Budget von über einer Milliarde Franken muss leistungsstarke Aktivitäten entfalten und darüber Rechenschaft ablegen», unterstreicht Martin Sommer, Leiter Controlling im DEZA-Direktionsstab. «Leider kann man den konkreten Beitrag der Schweiz nicht immer nachweisen, weil sich unsere Investitionen mit denen anderer Geber mischen, die sich im selben Sektor engagieren.» Entwicklungshilfe ist überdies nicht der einzige Entwicklungsfaktor. Verbessern sich die Lebensbedingungen in einer Region, kann dies auch sein, weil Ausgewanderte ihren Familien mehr Geld nach Hause senden oder das Einkommen gestiegen ist.

Offensichtlich bis schwierig nachweisbar

In andern Fällen hingegen ist der Beitrag der Entwicklungshilfe offensichtlich. In Tansania etwa, haben mehrere Geber die flächendeckende Verteilung von Moskitonetzen zur Malariaprävention unterstützt. Fünf Jahre später waren die landesweite Anzahl Infektionen um die Hälfte, und die Kindersterblichkeit stark gesunken. Weniger einfach nachzuweisen ist hingegen die Wirkung der Hilfe in Bereichen wie Gouvernanz oder Förderung der Menschenrechte.

Jahr für Jahr prüft die DEZA rund zehn Prozent ihrer Projekte auf die angepeilten Entwicklungsziele hin. Manchmal beauftragt sie auch unabhängige Experten, die Auswirkungen bestimmter Strategien zu messen, oder beteiligt sich an gemeinsamen Evaluationen mit andern Gebern. «Diese beiden Analyse-Arten decken ein Land oder einen ganzen Sektor ab. Deren Schlussfolgerungen sind deshalb für die ganze Institution von Bedeutung. Sie zeigen auf, welche Resultate mit Unterstützung der Schweiz erreicht wurden, und erlauben uns, konzeptionelle Schwächen auszumerzen», sagt Martin Sommer. Die Wirkungsevaluationen fliesen in die Wirkungsberichte ein, die DEZA und Seco regelmässig publizieren. ■

(Aus dem Französischen)

Eigenverantwortlich steuern

Die Schweizer Entwicklungszusammenarbeit hat sich von Anfängen an diesem internationalen Dialog beteiligt. Zurzeit trägt sie zur Umsetzung der Busan-Partnerschaft bei und konzentriert sich auf ihr wichtige Themen wie die Unterstützung fragiler Staaten, das Messen von Resultaten oder die Rolle des Privatsektors.

Im Feld ist sie bemüht, die Prinzipien der Erklärung von Paris anzuwenden – seit mehreren Jahren schon beteiligt sich die DEZA an Sektorprogrammen. Dieser Ansatz «hievt das Empfängerland in den Führerstand»: Seine Behörden legen für einen bestimmten Sektor wie Gesundheit oder Bildung einen Entwicklungsplan fest, und die Geber nehmen diese Strategie auf. «Sektorprogramme sind unabdingbar, um die Kapazitäten eines Landes zu stärken. Wir beteiligen uns, so oft es der Kontext zulässt», erklärt Adrian Maître, Leiter der DEZA-Sektion Qualitätssicherung und Netzwerk. Eine solche Beteiligung kann unterschiedliche Formen annehmen. Bei der sektoriellen Budgethilfe schiessen die Geber ihre Mittel in einen gemeinsamen Topf zur Finanzierung aller geplanten Aktivitäten ein. Ein anderes Vorgehen besteht darin, Entwicklungsprojekte umzusetzen, die den behördlichen Prioritäten entsprechen. Im Gegensatz zu anderen Geberländern setzt die Schweiz nicht vollständig auf sektorielle Budgethilfe, sondern weiterhin auch individuelle Projekte um. «Erfahrungen oder Innovationen vor Ort», sagt Adrian Maître «animieren den politischen Dialog mit den Behörden.» Nur sehr geringe Mittel setzt die Schweiz für allgemeine Budgethilfe ein – diese überstiegen nie mehr als fünf Prozent des Gesamtbudgets.

5 Prinzipien, 12 Indikatoren, 21 Ziele

Die «Erklärung von Paris über die Wirksamkeit der Entwicklungszusammenarbeit» formuliert 5 Grundprinzipien, 12 Indikatoren und 21 Zielvorgaben. Die Empfängerländer definieren ihre eigenen Armutsbekämpfungsstrategien und übernehmen die Führung der Aussenhilfe selbst (Prinzip der Eigenverantwortung). Die Geber richten sich auf die Strategien der Partnerländer aus; sie nutzen die Ländersysteme für öffentliches Finanzmanagement und Beschaffungswesen (Partnerausrichtung). Sie koordinieren ihre Interventionen und stellen gemeinsam getragene Vorkehrungen bereit (Harmonisierung). Geber und Empfängerländer orientieren sich an den Resultaten und messen die Wirkung der Hilfe auf die Entwicklung (ergebnisorientiertes Management). Sie sind gemeinsam für die Konkretisierung der festgelegten Ziele verantwortlich und legen einander Rechenschaft ab (Gegenseitigkeit).

Den Staat von unten aufbauen

Für die Bevölkerung im westafrikanischen Benin ist die Wirkung der Entwicklungshilfe umso dringlicher, als das Land unter einer schwachen Gouvernanz leidet. Doch wie lässt sich die Armut am effizientesten reduzieren? Meinungen und Kommentare dazu von Entwicklungsakteuren und der Lokalbevölkerung aus ländlichen Gegenden im Norden des Landes, wo sich auch die Schweiz engagiert. Eine Reportage von Jane-Lise Schneeberger.



Jane-Lise Schneeberger

Lange Reise, banges Warten – Familienangehörige campieren rund um das Spital von Nikki oft tagelang, bis der Patient wieder nachhause kann

Rund um das Spital von Nikki, einer Kleinstadt im Departement Borgou, sind sie überall anzutreffen, die «Pflegehelfer». Patienten kommen hier nie allein – ihre Angehörigen campieren vor den Gebäuden oder im Hof, oft mehrere Tage lang. Einige kommen von weit her. Das Spital versorgt drei weitverstreute Gemeindegebiete mit einer Bevölkerung von 350 000 Menschen, sein Ruf reicht jedoch weit über die Grenzen des Gesundheitsbezirks hinaus.

Rund ein Fünftel der Patienten kommen aus dem benachbarten Nigeria. So auch ein 40-jähriger Händler, der zusammen mit seinem Bruder im Auto 350 Kilometer weit hergefahren ist, um sich am Darm operieren zu lassen: «Hier wird gut gearbeitet. Bei mir zu Hause gibt es keine vergleichbare medizinische Versorgung. So Gott will, bin ich bald wieder zu Hause.»

Eben kommt Mama Bouraïma aus dem Operationssaal, wo er acht Eingriffe vorgenommen hat,

davon fünf Leistenbrüche. «Das kommt hier häufig vor. Unsere Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Bauern und Viehzüchtern, die körperlich hart arbeiten», erklärt der Chirurg, der das Spital seit 2003 leitet. Bei den Krankheiten steht Malaria zuoberst auf der Liste. In der Regenzeit ist die Kinderabteilung voll von Kindern, die davon befallen sind.

Nulltoleranz bei Korruption

Die DEZA unterstützt das Spital von Nikki seit 1996, liess mehrere Gebäude bauen oder renovieren, hat Einrichtungen geliefert und Personal ausgebildet. Heute ist das Krankenhaus mit 181 Betten selbsttragend, deckt seine Betriebskosten fast

serem Fall hat diese Methode gut funktioniert. Die DEZA hat ihr finanzielles Engagement nach und nach reduziert, bis wir auf eigenen Beinen standen.» Auch der Gemeindeaspekt des Spitals, das seit seiner Errichtung 1989 von der Bevölkerung getragen wird, habe eine entscheidende Rolle gespielt.

Andere Gesundheitsakteure des Landes führen den Erfolg auf das rigorose Management des Direktors zurück. Doktor Mama habe von Anfang an harte Massnahmen zur Korruptionsbekämpfung getroffen. «Ich habe entschieden, nichts durchgehen zu lassen und jeglichen Betrug mit Entlassung zu sanktionieren», bestätigt er. «In Benin gilt das als heldenhaft, aber im Grunde gibt es nichts Nor-



Die meisten Patienten kommen aus Bauern- und Viehzüchterfamilien, dementsprechend zahlreich sind Brüche – bei den Krankheiten hingegen steht Malaria an erster Stelle, gefolgt von Atemwegerkrankungen und Durchfall

Dank Impfungen volle Schulbänke

«Die Geber haben in den vergangenen 20 Jahren viel zur Verbesserung des Gesundheitssystems beigetragen. Als Kinder verliessen wir jeweils um 17 Uhr die Schule und wussten nie, ob die Klasse am nächsten Morgen noch komplett sein würde. Irgendeines der Kinder konnte schon am folgenden Tag nicht mehr auftauchen, weil es an Cholera, Hirnhautentzündung oder einer anderen Infektionskrankheit gestorben war. Seit Impfkampagnen durchgeführt werden und die Bevölkerung über Hygienemassnahmen informiert wird, sind Epidemien spürbar seltener geworden.»

Ismailou Yacoubou, beratender Arzt des Gesundheitsnetzwerks RAS

vollumfänglich und kann aufgrund seines Eigenkapitals gar noch wachsen.

Im Departement Borgou unterstützt die DEZA drei weitere Spitäler, die aber noch nicht autonom funktionieren. Wie erklärt sich der Erfolg in Nikki? Doktor Mama stellt die Qualität der Hilfeleistungen in den Vordergrund: «Um nachhaltige Resultate zu erhalten, muss man sich konkrete Ziele setzen, regelmässig die Fortschritte evaluieren und den Rückzug des Gebers sorgfältig planen. In un-

maleres.» Heute geniesst das Spital von Nikki den Ruf als das am besten geführte Krankenhaus des Landes.

Umweg über die Staatskasse

Als Stadtpräsident von Nikki, das von externer Hilfe abhängig ist, kennt Oumarou Lafia die verschiedenen Modalitäten der Hilfe bestens. Er findet es richtig, wenn die Begünstigten sich an der Finanzierung eines Projekts beteiligen: «Manche

Geber fordern – etwa bei einem Brunnenbau – einen Beitrag von 15 oder 20 Prozent. Wenn die Dorfbewohner selbst Hand angelegt haben, unterhalten sie die Infrastrukturen sorgfältiger als bei einem Geschenk.»

Seit 2008 erhält Nikki auch einen finanziellen Beitrag durch die Zentralregierung. Mehrere Geber öffnen den Fonds zur Gemeindeentwicklung (Fadec), der vom Ministerium für Dezentralisierung gesteuert wird. «Mit diesem Geld bauen wir Schulen, Lagerhäuser oder Büros. Grundsätzlich ist es sinnvoll, die Hilfe durch den Staat verteilen zu lassen. Aber man müsste das umständliche Prozedere zur Überweisung der Gelder vereinfachen», regt Oumarou Lafia an.

des Vertrauens. Wir sind nicht davon überzeugt, dass die innerstaatlichen Geldflüsse dicht sind», kommentiert Alain Gallez von der Belgischen Botschaft. Dieses Misstrauen betrifft auch die allgemeine Budgethilfe, die nur noch von drei multilateralen Organisationen eingesetzt wird.

Christophe Dossouvi leitet ein Beratungsbüro im Bereich Gesundheitswesen und hält schwache Gouvernanz für einen Vorwand. «In Benin gibt es nicht mehr Korruption als in andern Ländern. Die Geber ziehen einfach Hilfsformen vor, die besser sichtbar sind als Budgethilfe. Sie wollen ihre Fahne über den Projekten wehen sehen.» Für ihn geht bezüglich Wirksamkeit nichts über die strikte Umsetzung der Erklärung von Paris. Allerdings hat



Doktor Mama Bouraïma leitet das Spital von Nikki, welches seit 1996 von der DEZA unterstützt wird und heute selbstständig funktioniert

Misstrauische Geber

Zwei andere «gemeinsame Töpfe» finanzieren nach dem Fadec-Modell Regierungsprogramme in den Bereichen Bildung und Wasserversorgung. Dieser Ansatz wird, wie die allgemeine Budgethilfe, von der Pariser Erklärung empfohlen. In Benin beschränkt man sich jedoch auf die drei erwähnten Bereiche, halten sich doch die Geber vermehrt zurück, das lokale Finanzsystem zur Vermittlung ihrer Hilfeleistungen zu nutzen. «Es ist eine Frage

eine OECD-Untersuchung 2010 gezeigt, dass die meisten Ziele dieses Abkommens in Benin nicht erreicht wurden. Fortschritte sind zwar bei der Harmonisierung auszumachen. Beim Schlüsselprinzip, nämlich der Partnerausrichtung, ist die Tendenz jedoch negativ.

Zurzeit werden über 70 Prozent der Hilfe in Form von Projekten oder technischer Zusammenarbeit ausgerichtet. «Langfristig trägt dieser Ansatz nicht zur Autonomisierung der Behörden bei. Insofern

Gesundheitswesen mit Schwächen

In den Krankenhäusern und Gesundheitszentren rundet das Personal nicht selten sein Gehalt auf dem Buckel der Patienten auf. Jeder Trick ist gut genug, um vom System zu profitieren: zu hohe Rechnungen, Verkauf gestohlener Medikamente, ausufernde Rezeptverschreibungen usw. Diese Unverfrorenheit hat einen direkten Zusammenhang mit den extrem niedrigen Löhnen. In einem öffentlichen Spital verdient ein Krankenpfleger oder eine Hebamme nicht mehr als 180 Franken im Monat, ein Allgemeinpraktiker 270 Franken. Kranke, die keiner Krankenkasse angehören, müssen die Behandlungskosten aus der eigenen Tasche bezahlen. Dabei ist ein Spitalaufenthalt für viele von ihnen unerschwinglich. Um der Verrechnung zu entgehen, macht sich deshalb manch einer vor Ende der Behandlung davon.



Brunnen bauen oder unterhalten allein genügt nicht – damit das Wasser auch auf dem Transport nachhause sauber bleibt, braucht es hermetisch abschliessbare Kanister

Talibés, Bouviers und Gandos

Vor allem drei Gruppen von Buben bleiben im Beniner Schulsystem aussen vor. «Talibés» sind Knaben, die von ihren Familien an Koranlehrer vermittelt werden. Sie werden praktisch zu Sklaven des Lehrers und müssen für ihn betteln gehen. Aus Viehzüchterfamilien kommen die «Bouviers». Sie müssen von klein auf die Herde auf die Weide führen und auf den Feldern mitarbeiten. «Gandos» sind Bariba-Buben aus dem Norden Benins. Sie werden für Zauberer gehalten, weil sie mit Missbildungen oder in Steisslage geboren wurden oder ihre Mutter bei der Geburt gestorben ist. Die Eltern schieben sie zu den Fulben ab, die sie als Viehhirten brauchen.

ist er vielleicht ineffizient», räumt Alain Gallez ein. «Aber er führt zu konkreten Resultaten vor Ort. Das ist eine andere, besser operierende Form der Wirksamkeit.»

Ziel ist eine allgemeine Krankenkasse

Jean-Luc Virchaux, Leiter des Schweizer Kooperationsbüros, ist überzeugt, dass sich die Unterstützung institutioneller Akteure an der Basis durchaus auch auf die nationale Politik auswirken kann. «Die Erklärung von Paris postuliert eine Staatsreform von oben. In einem Land mit schwacher Gouvernanz muss man auch von unten wirken und lokale Akteure stärken: Gemeinden, Berufsorganisationen und dezentralisierte nationale Behörden. Sie können dann mit der Regierung in Kontakt treten und zum Aufbau des Staats beitragen.»

Im Rahmen von Projekten, präzisiert Jean-Luc Virchaux, liessen sich Innovationen testen, um sie später allenfalls landesweit zu verbreiten. Genau dies geschieht zurzeit mit dem Gesundheitsnetzwerk RAS. Seit 1994 hat die DEZA den Aufbau von Krankenkassen unterstützt, ein damals für das

Land neues Konzept. Bisher sind die Beitrittszahlen nicht überwältigend, das RAS erreicht nur fünf Prozent der Bevölkerung. Der bescheidene Durchdringungsgrad hat vor allem mit der Armut der Landbevölkerung zu tun, die während mehreren Monaten im Jahr keine Einnahmen hat. Überdies glauben viele Leute, Geld für die Gesundheit wegzulegen, ziehe Krankheiten an.

Trotzdem ist das Netzwerk ein Erfolg: Es dient der landesweiten, im vergangenen Dezember beschlossenen Krankenversicherung, als Modell. Die bei Null startende Regierung wird sich dabei auf die Krankenkassen der Region Nikki abstützen, um ihr eigenes Netz aufzubauen. Für den als Berater des RAS tätigen Arzt Ismailou Yacoubou ist damit der Beweis für die Effizienz der «Entwicklung von unten» erbracht: «Man muss zunächst ein Modell schaffen, das auf lokaler Ebene gut funktioniert, es dann zur Staatsspitze hin weiterentwickeln und den Behörden die Früchte der Basisarbeit zur Verfügung stellen.»

Der Entwicklungsprozess wird durch verschiedenste Faktoren beeinflusst. Dies erschwert es den Gebern generell, die Wirkung ihrer Projekte nach-



Fabrice Mannou

Adama Djaouga Souamaïla wuchs unter ärmlichsten Verhältnissen auf – heute arbeitet sie als Juristin in der Stadtverwaltung von Nikki

zuweisen. Wirkungsevaluationen sind komplex und zeitintensiv. Aus ihnen lassen sich jedoch zahlreiche Schlüsse ziehen, welche die Wirksamkeit künftiger Interventionen steigern.

Die holländischen und deutschen Entwicklungsagenturen haben im letzten Jahr eine solche Studie zu den Beniner Programmen im Bereich Wasser finanziert. Ein internationales Forscherteam ist zum überraschenden Schluss gekommen, dass der Bau einer Grundwasserbohrung oder eines Brunnens zwar die verfügbare Menge Wasser in den Haushalten erhöht und die Frauen Zeit gewinnen, den Wasserkrankheiten aber nicht vorbeugt. «Am Brunnen ist das Wasser sauber. Beim Transport und bei der Lagerung jedoch wird es verschmutzt, vor allem weil es in Kontakt mit den Händen kommt, was die Übertragung von Keimen fördert», erläutert Isabel Günther von der ETH Zürich, die an der Studie mitgewirkt hat.

Frauen an den Schalthebeln der Gemeinden

Wirksamkeitsmessungen dürfen sich also nicht auf die unmittelbaren Resultate einer Intervention beschränken, unterstreicht Isabel Günther: «Lange haben sich die Geldgeber damit begnügt, die Anzahl erstellter Brunnen, Schulen oder Brücken zu zählen, um sicher zu sein, dass sie ihre Zielvorgaben erreicht hatten. Doch oft lässt sich Armut mit Infrastruktur allein nicht reduzieren.» Wenn sich ein Brunnenbau auf die Gesundheit auswirken soll, müssen die Programme mit Hygienesensibilisierung oder anderen Präventionsmassnahmen wie Wasserchlorierung oder hermetisch schliessender Kanister gekoppelt sein.

Fehlen Evaluationen, stellen die Rückmeldungen der Empfänger eine wertvolle Informationsquelle dar, um die Wirksamkeit von Entwicklungsaktivitäten abzuschätzen. Jene von Adama Djaouga Souamaïla, einer 29-jährigen Fulbe zum Beispiel.



Jane-Lise Schneebberger (2)



Sowohl bei den Erwachsenen als auch bei den Kindern erzielen die von der Schweiz unterstützten zweisprachigen Bildungszentren beeindruckende Resultate

Aufgewachsen ist sie in Nikki unter ärmlichen Umständen – zusammen mit 31 Brüdern und Schwestern – eines Vaters mit sechs Frauen. Sie ging immer gern zur Schule, doch «der Alte» unterstützte sie überhaupt nicht. «Ein Onkel hat mir den Besuch der Oberstufe ermöglicht; ich konnte vier Jahre bei ihm in Parakou leben. Dann hatte ich das Glück, ein Stipendium der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit zu erhalten, um Jura zu studieren.» Heute ist die Juristin Abteilungsleiterin in der Stadtverwaltung von Nikki.

Das Schweizer Mädchenförderungs-Programm war im Jahr 2000 lanciert worden, kurz vor der Dezentralisierung, um den Gemeinden weibliche Kaderangehörige – ein Novum – vermitteln zu können. Es erstreckt sich über alle Bildungstufen und ist bemüht, die Hindernisse auf dem Weg zum Mittelschulabschluss aus dem Weg zu räumen. Maturandinnen aus bescheidenen Verhältnissen erhalten anschliessend Stipendien und technische Unterstützung, um an der Uni studieren zu können: Innert zwölf Jahren haben 230 Stipendiatinnen einen Uniabschluss gemacht. «Abgesehen von den Zahlen sieht man die Wirksamkeit der Unterstüt-

Jeder dritte ohne Primarschulabschluss

Mit Unterstützung von Gebern hat Benin grosse Fortschritte hin zur Schulbildung für alle gemacht. Schulen wurden gebaut und Lehrer ausgebildet oder umgeschult, doch die Anstrengungen vermögen die grosse Anzahl Schulanfänger nicht aufzufangen. Vier von zehn Lehrern erfüllen die beruflichen Anforderungen nicht, und wurden mangels besserer Alternativen eingestellt. Die Unterrichtsqualität nimmt deshalb laufend ab. Heute werden zwar die meisten Kinder eingeschult, aber der Anteil derjenigen, die aufgeben, nicht reüssieren oder wiederholen, ist sehr hoch. Ein Drittel der Schüler schliesst die Primarschule nicht ab.



Jane-Lise Schreebinger (3)

Mit mehr Grund- und Ausbildung steigt sowohl die Ernährungssicherheit als auch die Möglichkeit, auf dem Markt die eigenen Produkte zu vertreiben und damit ein Grundeinkommen zu erzielen

8 Kinder pro Frau

Die Bevölkerung Benins ist von 2 Millionen Einwohnern im Jahr 1961 auf 9,1 Millionen im Jahr 2011 angewachsen. Sie wächst weiterhin um 3,2 Prozent oder 300 000 Personen pro Jahr. Dafür gibt es zwei Gründe. Einerseits ist die Sterblichkeit stark gesunken: Die Lebenserwartung lag 1960 bei unter 41 Jahren und hat inzwischen 62 Jahre erreicht. Die Geburtenrate andererseits ist eine der weltweit höchsten. Im vergangenen Jahrzehnt lag sie bei fünf bis sechs Kindern pro Frau. Im Norden des Landes erreicht das Bevölkerungswachstum 4,35 Prozent und jede Frau hat durchschnittlich acht Kinder. Der starke demografische Aufschwung verursacht eine hohe Nachfrage nach Nahrungsmitteln sowie im Gesundheits- und Bildungsbereich.

zung vor allem in den Gemeindeverwaltungen im Departement Borgou, wo inzwischen zahlreiche Frauen die Entwicklung vor Ort leiten», sagt Projektkoordinatorin Esther Adimi.

Vom Bildungswesen vergessen

Die DEZA engagiert sich auch am Rand des offiziellen Bildungswesens. Sie bietet zahlreichen Kindern, die nie oder nicht lange genug zur Schule gingen, eine Ausbildung. Das Erziehungs- und Ausbildungsprogramm für Kinder, die vom Schulsystem ausgeschlossen sind (PAEFE) hat vergangenes Jahr 21 zweisprachige Bildungszentren eröffnet.

Im ersten Jahr lernen die Schülerinnen und Schüler in ihrer Sprache lesen, schreiben und zählen. Ab dem zweiten Schuljahr erhalten sie eine Einführung ins Französische, das dann nach und nach zur Unterrichtssprache wird. «Dank dieser für Benin neuen Methode holen die Kinder in vier Jahren nach, was normalerweise, d.h. in den französisch geführten Regelklassen, sechs Jahre dauert. Die Resultate nach sechs Monaten sind beeindruckend: Jugendliche, die zuvor nie zur Schule gingen, können fließend lesen», freut sich Im-

Rashina Garba, stellvertretende Koordinatorin von Helvetas in Benin, die das PAEFE-Programm umsetzt.

Eine dieser Klassen wurde im Fulbe-Dorf Soumon, südlich von Parakou eröffnet. Sehr rasch meldeten sich 43 Schüler an. Für den Lehrer hängt dieser Ansturm mit dem Unterricht in der Lokalsprache zusammen und damit, dass das Zentrum die traditionelle Kultur würdige und handwerkliche Tätigkeiten anbiete. Einige der Kinder drücken zum ersten Mal in ihrem Leben die Schulbank. «Bis im vergangenen Jahr stand ich frühmorgens auf, um unsere Herde auf die Weide zu führen. Dann ging ich auf den Feldern arbeiten», erzählt der 15-jährige Worou. «Inzwischen haben meine Eltern gemerkt und verstanden, dass man auch als Viehzüchter oder Ackerbauer zur Schule gegangen sein muss. Man erzielt höhere Erträge. Ich selbst möchte Lehrer werden.»

Die 12-jährige Bossè träumt davon, Schneiderin zu werden. Sie ist vier Jahre lang zur Schule gegangen und hat dann aufgegeben. «Ich habe nichts mehr begriffen. Hier spricht der Lehrer Fulfulde, das ist einfacher. Wir haben ausserdem Nähen, Zopf flechten und Gartenbau.» Im Garten neben



Statt auf materielle Bedürfnisse einzugehen, wird vermehrt Eigenverantwortung gefördert. Zénabou Aboudou (rechts) bewirtschaftet über acht Hektaren Land, nicht ohne dabei auf ihren Grigri zu verzichten, der ihre Kulturen beschützt

der Schule bauen die Schüler denn auch Gemüse an, das sie auf dem Markt verkaufen.

Alphabetisiert und autonom

Ein gutes Dutzend anderer Schüler, diesmal Erwachsene, folgen aufmerksam den Erklärungen ihres Lehrers in Baka, einem Vorort von Parakou. Ein paar Holzbänke und eine Wandtafel unter einem Strohdach befinden sich in diesem Alphabetisierungs-Zentrum. Es ist eines von insgesamt 540 Zentren im Departement Borgou, die von der DEZA finanziert, von Beniner Organisationen geführt werden und praxisorientierte Kurse durchführen.

Die Alphabetisierung habe ihr Leben verändert, erzählen manche Schüler. «Ich habe keine Angst mehr vor Leuten, die richtig zur Schule gegangen sind. Mein Blick auf die Welt hat sich verändert», sagt die 30-jährige Awaou Alagbé. «Jetzt kann ich selber Verwandten schreiben, die in einem andern Dorf wohnen, und niemand weiss Dinge, die ihn nichts angehen. Im Zentrum habe ich zudem gelernt, Seife aus Sheabutter zu machen.»

Zaccharie Soroukou Yarou, 20, hat zwar die Schule besucht, nimmt aber trotzdem an den Kursen

teil, weil sie auf Bariba erteilt werden. «Es bringt mir viel, meine Sprache lesen und schreiben zu können. Auch Hühnerzucht habe ich hier gelernt. Jetzt brauche ich nur noch ein wenig Startkapital.» Obschon 70 Prozent der Bevölkerung Analphabeten sind, investiert die Beniner Regierung praktisch nichts in die Bildung. Die Schweiz unterstützt die Alphabetisierung seit 1970. «Das Programm ist erstaunlich effizient und wenig kostspielig», hebt Jean-Luc Virchaux hervor. «Dass ein Geber während vierzig Jahren die Aufgabe der Behörden übernimmt, ist natürlich unsinnig. Ich habe aber die Hoffnung nicht verloren, dass der Staat eines Tages den Bildungsauftrag übernehmen kann.»

Ein Traum und Hilfe, ihn umzusetzen

Zu den lokalen Akteuren, die Unterstützung aus der Schweiz erhalten, gehört der Verband zur Förderung nachhaltiger Initiativen (Apidev). Die private Organisation will zur Ernährungssicherheit von Ackerbauern und Viehzüchtern beitragen, indem sie ihnen hilft, die Produktionssysteme zu verbessern und die Betriebe zu diversifizieren. «Die klassische Entwicklungshilfe hat zu Anspruchsdenken geführt», empört sich Apidev-Leiter Ada-

Variierender Wasserpreis

Die meisten sanierten Wasserstellen erheben eine Gebühr für Unterhalt und Reparatur der Einrichtungen. Deren Höhe variiert von einem Dorf zum andern und je nach Art der Zapfstelle. An den öffentlichen Brunnen bezahlt man den Gegenwert von 3,9 Rappen, um eine traditionelle Wasserschüssel mit 25 bis 40 Litern zu füllen. Grundwasserbohrungen mit Handpumpe verlangen 2,3 Rappen für dieselbe Menge. Arme Haushalte wenden zwischen 3 und 7 Prozent ihres Jahreseinkommens auf, wenn sie ihr Wasser ausschliesslich aus sicherer Quelle beziehen.

Drei Ziele im Visier

Bis 2015 sollte Benin das Millennium-Entwicklungsziel (MDG) zur Grundbildung erreichen: Die Nettoeinschulungsrate erreicht bereits 88 Prozent. Dank den Impfkampagnen ist die Kindersterblichkeit stark zurückgegangen. Die Chancen stehen gut, dass auch dieses MDG erreicht wird. Genauso wie die Versorgung mit Trinkwasser: 64 Prozent der Bevölkerung haben bereits Zugang zu einer sanierten Quelle, angepeilt werden 68 Prozent. Bei den sanierten Anlagen hingegen ist der Rückstand riesig. In ländlichen Gebieten haben nur gerade 4 Prozent der Bewohner Latrinen oder Toiletten. Auch das MDG zur Armutsreduktion liegt ausser Reichweite. Fast 41 Prozent der Bevölkerung leben weiterhin von weniger als einem Dollar pro Tag, Ziel wären 27 Prozent.

mou Mama Sambo. «Taucht irgendwo ein Projekt auf, schreiben die Leute Wunschlisten. Das ist unsinnig und belastet die Beziehungen zwischen Gebern und Empfängern seit vierzig Jahren.»

Statt auf materielle Bedürfnisse einzugehen, setzt der Verband auf das Übertragen von Verantwortung. Er versucht, den Familien zu einer Vorstellung zu verhelfen, was die Zukunft bringt, und animiert sie, Lösungen zu finden, die vor allem vom eigenen Potenzial ausgehen. «Die Leute hier sind es nicht gewöhnt, die Dinge vorwegzunehmen, für sie liegt die Zukunft ausschliesslich in Gottes Händen. Ohne eine langfristige Vision und Strategien, um diese umzusetzen, lässt sich jedoch nichts ändern», erklärt Adamou Mama Sambo. Haben die Begünstigten eine Vorstellung von ihrem künftigen Leben entwickelt, werden sie beim Apidev beraten und in der Umsetzung angeleitet.

Dynamische Bäuerin

Auch Zénabou Aboudou wurde vom Apidev unterstützt. Die 45-jährige Bariba-Frau lebt mit ihrem Mann, fünf Kindern und drei weiteren Gattinnen im Dorf Bahounko. Vor vier Jahren – damals schon stellte sie Maniokprodukte und Sheabutter her – belegte sie parallel dazu zwei

Kurse in Ackerbau. Bald darauf begann sie eine sumpfige Niederung ausserhalb des Dorfs zu bewirtschaften.

Mittlerweile erstrecken sich Zénabou Abaoudous Felder über acht Hektaren, auf denen sie Gemüse, Mais, Maniok, Zuckerrohr und Tabak anbaut. Ihr Jahresgehalt hat sich von 200 000 Francs CFA (358 Franken) auf über eine Million (1800 Franken) verfünffacht. Damit konnte sie nicht nur Rinder und Bauland kaufen, sondern auch ihre Kinder zur Schule schicken. Sie hat hart gearbeitet, um all ihre verschiedenen Aktivitäten voranzubringen: «Jeden Morgen verlasse ich um acht das Dorf und komme erst gegen 20 Uhr wieder nach Hause. Oft engagiere ich Handlanger, aber ich muss dabei sein und ein Auge auf sie haben.»

An einen Baum hängt ihr Grigri, ein Talisman, und beschützt ihre Kulturen. Die Bäuerin lässt sich nicht entlocken, was sich in den in Stoff gewickelten Flaschen befindet, sagt aber umso offener, was allfällige Diebe erwartet: Gelähmt werden sie sein... ■

(Aus dem Französischen)

Facts & Figures

Schweizer Beitrag zur Armutsreduktion

Seit einigen Jahren legen die beiden Schweizer Entwicklungsagenturen Rechenschaft über die Wirksamkeit ihrer Programme ab. DEZA und Seco präsentieren gemeinsam einen Wirkungsbericht zu einem bestimmten Sektor. Die beiden ersten, 2008 und 2010 erschienenen Ausgaben waren dem Wasser und der Landwirtschaft gewidmet. In zwei unabhängigen, 2011 publizierten Berichten zogen die beiden Agenturen zudem Bilanz über ihre Aktivitäten der vergangenen vier Jahre. «Was die Schweiz bewirkt» präsentiert die aufgrund von DEZA-Programmen erreichten Resultate in acht Handlungsfeldern. «Seco zieht Bilanz» zeigt anhand einiger konkreter Beispiele Erfolge der wirtschaftlichen Zusammenarbeit auf und weist auf die Herausforderungen für die Entwicklungszusammenarbeit hin. www.deza.admin.ch, (Dokumentation, Jahresberichte, Wirkungsberichte) www.seco-cooperation.admin.ch, (Dokumentation)



Jane-Lise Schmeberger (2)

Links

OECD-Dossier zur Wirksamkeit der Entwicklungshilfe
[www.oecd.org/Topics, Development, Aid Effectiveness](http://www.oecd.org/Topics,Development,AidEffectiveness)

Bericht 2011 zu den Fortschritten bei den Millennium-Entwicklungszielen (MEZ)
www.un.org/millenniumgoals/Reports

4th High Level Forum on Aid Effectiveness, Busan, 2011
www.aideffectiveness.org/busanhlf4

BetterAid, Bündnis von 700 aus der Zivilgesellschaft hervorgegangenen Entwicklungsorganisationen
www.betteraid.org

International Initiative for Impact Evaluation (3ie)
www.3ieimpact.org

Zitate

«Es reicht nicht, die Summe der Unterstützungszahlungen, die Anzahl ausgebildeter Lehrpersonen, die Länge erstellter Strassen oder die Zahl ausgebildeter Frauengruppen zu berechnen. Wollen wir wirklich sicher sein, dass das investierte Geld das Leben der Menschen verbessert, müssen wir im grossen Stil Wirkungsevaluationen einführen, mit denen sich nachweisen lässt, was funktioniert, und überdies warum und zu welchem Preis.»
Howard White, Executive Director 3ie

«Resultatorientiertes Entwicklungsmanagement lässt sich nicht auf ein simples Preis-Leistungs-Verhältnis reduzieren. Das Ziel muss sein, Menschenrechte und Entwicklung für alle sicherzustellen, insbesondere für arme und marginalisierte Bevölkerungsgruppen.»
Antonio Tujan, Kopräsident BetterAid

**Ein paar Schlüsselzahlen**

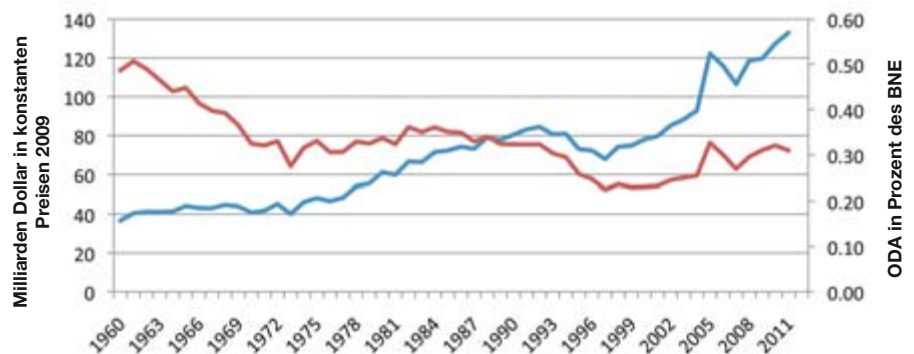
Eines der Millennium-Entwicklungsziele ist inzwischen erreicht: 89 Prozent der Weltbevölkerung hatten Ende 2010 Zugang zu Trinkwasser – angestrebt waren 88 Prozent.

Die Anstrengungen zum Erreichen des Millennium-Entwicklungsziels zur sanitären Entsorgung genügen weiterhin nicht. Nur 63 Prozent der Weltbevölkerung haben Zugang zu Toiletten oder anderen sanierten Abwasseranlagen, 75 Prozent sollten es sein.

Der Anteil an Menschen, die unter der Armutsgrenze leben, ist von 52 Prozent (1981) auf 22 Prozent (2008) zurückgegangen. Der Rückgang widerspiegelt vor allem das rasche Wachstum Ostasiens, insbesondere Chinas.

Die fehlende Koordination der Hilfe ist für die Entwicklungsländer eine zusätzliche Last. Niger zum Beispiel hat allein 2010 fast 900 Gebermissionen empfangen.

Die Anzahl armer Länder, die nationale Entwicklungsstrategien definieren, hat sich zwischen 2005 und 2010 verdreifacht.

Nettomittelflüsse der öffentlichen Entwicklungshilfe (ODA) 1960 bis 2011

Zwischen 1960 und 2011 ist die ODA in absoluten Zahlen (blaue Kurve) stark gestiegen, und zwar von 37 auf 133 Milliarden Dollar. Verglichen mit dem Bruttonationaleinkommen (rote Kurve), ist sie jedoch stark gesunken, von 0,49 Prozent (1960) auf 0,22 Prozent (1997), um 2011 wieder auf 0,31 Prozent anzusteigen.

Quelle OECD

Viele ziehts weg, wenige heim

Die Ukraine gilt als Kornkammer Europas. Doch der Landwirtschaft mangelt es an Kapital und Fachkräften. Während Teile der Landbevölkerung wie vor Jahrzehnten ihren Acker bestellen, ziehen mit modernen Grossbetrieben Technik und Fortschritt in verarmte Regionen. Von Ann-Dorit Boy*.

EU blockt, Russland kauft

Die Ukraine war die Kornkammer der Sowjetunion. In den 90er-Jahren brach die Produktion jedoch um die Hälfte ein. Erst seit 2000 erholt sich die Landwirtschaft langsam, die zusammen mit der Lebensmittelindustrie derzeit 12 Prozent des Bruttoinlandsproduktes erwirtschaftet. Etwa 20 Prozent der Beschäftigten arbeiten in diesem Sektor. Die Landwirtschaft ist nach Effizienz und Wettbewerbsfähigkeit sehr heterogen. Es gibt mehr als 8000 grosse kommerzielle Betriebe sowie rund 43 000 bäuerliche Familienbetriebe. In etwa 4,7 Millionen Haushalten wird für den Eigenbedarf angebaut. Hauptabnehmer der Produkte sind noch immer Russland und die Nachfolgestaaten der Sowjetunion, weil die Europäische Union ihre Landwirtschaft durch Einfuhrquoten schützt.



Ann-Dorit Boy (3)

Weil der Job nicht zum Überleben reicht, bearbeitet Waldimir Pobereschnij mit seinem Traktor noch eigenes Land

Das Dörfchen Mowtschaniwka sieht malerisch aus im Sommerlicht. Ein Bach gluckst über moosigen Boden, Hühner picken gackernd auf den Wegen. Vor einem kleinen Backsteinhaus klettert Wladimir Pobereschnij auf seinen Traktor. Er greift nach einem Schraubenschlüssel und legt die Stirn in Falten. «Irgendetwas ist immer kaputt», sagt der 24-Jährige mit den kurz geschorenen Haaren. Der Trak-

tor mit Baggerschaufel ist neun Jahre älter als sein Besitzer, der Lack vom Rost schon ganz zerfressen. Pobereschnij hat die bejahrte Zugmaschine als Schnäppchen erstanden für 2500 Griwna, umgerechnet 280 Franken. Nun verbringt er seine Freizeit mit den dauernden Reparaturen. Unter den 200 Dorfbewohnern sind nur wenige junge Leute wie Pobereschnij, denn das Leben im

idyllischen Mowtschaniwka in der westukrainischen Region Ternopil ist schwer. Pobereschnij arbeitet als Traktorfahrer im Nachfolgebetrieb der nahe gelegenen Kolchose und verdient 1000 Griwna im Monat, rund 112 Franken. Seit der Staat den landwirtschaftlichen Boden privatisiert hat, besitzt Pobereschnijs Familie acht Hektar Land. Sieben davon verpachtet sie an die Kolchose, wie fast alle Nachbarn. Doch auch das bringt nicht viel Geld ein. «Um



Weitab von der Stadt sieht es noch immer aus wie zu Sowjetzeiten, erst langsam kündigt sich – wie etwa hier mit riesigen Getreidesilos – eine Entwicklung der Region an

zu überleben, müssen wir noch Kartoffeln anbauen, ein paar Schweine, Kühe und Hühner halten», erzählt der junge Landwirt.

Pobereschnij ist in Mowtschaniwka geboren und zur Schule gegangen. Bis heute lebt er mit seinen Eltern, seiner Frau und dem neun Monate alten Sohn in dem Haus, das die Familie noch zu Sowjetzeiten gebaut hat. In die Ferien, ins Ausland ist der junge Mann noch nie gefahren. Er trägt es mit Langmut. «Ich hänge an meinem Dorf», sagt er, und an die Arbeit habe er sich gewöhnt. Dann wendet er sich wieder seinem Sorgenkind, dem Traktor, zu.

«Was will man machen?»

Die Region Ternopil, rund 300 Kilometer westlich von Kiew, gehörte bis zum Ersten Weltkrieg 150 Jahre lang zu Österreich-Ungarn. Später versorgte der mit rund einer Million Einwohnern auf 14 000 Quadratkilometern nur dünn besiedelte Landstrich die Sowjetunion mit Getreide und Zucker. Im Gegensatz zum Osten des Landes ist der Westen der Ukraine von den Sowjets kaum industrialisiert worden. Die Chip-Fabriken, die Moskau Ende der 80er-Jahre bauen liess, wurden nach dem Zerfall der Sowjetunion geschlossen. Auch das Textilkombinat und die Landmaschinenfabrik konnten dem Konkurrenzdruck nicht lange standhalten.

Wie überall im Land brach in den 90er-Jahren die landwirtschaftliche Produktion zusammen. Heute hat Ternopil das niedrigste Lohnniveau und eine der höchsten offiziellen Arbeitslosenquoten in der Ukraine. Trotz der fruchtbaren Schwarzerde-Böden

erholt sich die Landwirtschaft nur langsam. Es fehlt an zeitgemässer Ausbildung und Infrastruktur. Die Region lebt vor allem vom Export von billigen Arbeitskräften in andere Länder, die wiederum Geld nachhause senden.

Am schlimmsten sei es für die jungen Leute, sagt Mirosława Walej, die auf einem Holzkarren Stroh-bündel für ihre Schweine über die löcherige Dorfstrasse von Mowtschaniwka zieht. Die Jungen zie-



hen in die ganze Welt, weil sie hier keine, oder nur extrem schlecht bezahlte Arbeit finden. Manche aus der Gegend seien nach Italien gegangen, andere nach Holland, Irland, Amerika oder Moskau. Auch Walejs Tochter gehört zu den Wirtschaftsflüchtlingen. Als Lehrerin hat sie nur 400 Griwna verdient. Nach langem Grübeln hat sie nun ihre Koffer gepackt und ist nach Moskau gezogen. Wenige Tage ist das erst her, die Mutter ist noch immer traurig. «Was will man machen?», fragt die alte Frau.

Walej – buntes Kopftuch, blauer Arbeitskittel – ist 65 Jahre alt. Ein Leben lang hat sie bei einer Bank in der nahen Kleinstadt gearbeitet, ihr Ehemann war Chauffeur. «Nun, im Ruhestand arbeiten wir mehr als je zuvor», sagt sie. Die Rente ist nur wenig höher als der Monatslohn ihres jungen Nachbarn als Traktorfahrer. Viele Alte ziehen sich im Rentenalter aufs Land zurück, um in Subsistenzwirtschaft zu überleben.

Die Provinz ist abgeschnitten vom beinahe westeuropäischen Lebensstandard in einigen grossen Städten des Landes. Erst seit Mitte der 90er-Jahre hat Mowtschaniwka einen Gasanschluss. Walej erinnert sich noch an die vielen Jahrzehnte, in denen sie den Ofen mit Holz befeuern musste, an den Russ in der Wohnstube. Eine Kanalisation gibt es noch heute nicht, hin und wieder kommt ein Wagen und pumpt die Gruben hinter den Häusern leer.

In Ternopil, der 200 000 Einwohner grossen Hauptstadt der Region, sitzt Vize-Gouverneur Wassil Genzko im Hochhaus der Verwaltung und gibt sich

Die Ukraine in Kürze

Hauptstadt

Kiew

Fläche

603 550 km²

Einwohner

44,8 Millionen

Ethnien

Ukrainer 67%
Russen 24%
Diverse (je unter 1%)

Exportprodukte

Verschiedene Metalle,
Erdöl, chemische
Produkte, Maschinen
und Transportgeräte,
Nahrungsmittel

Exportpartner

Russland 24%
Türkei 6%
Italien 5%

Landschaft

Hauptsächlich fruchtbare
Steppen und Plateaus,
Berge finden sich im
Westen (Karpaten) und
auf der Krim-Halbinsel im
Süden





Martin Roemers/taif

Viele Familien bessern mit dem Verkauf von selber angebautem Gemüse und eigenen Früchten ihr Haushaltsbudget auf

verhalten optimistisch. Die grösste Welle der Abwanderung seit den 90er-Jahren scheint vorüber zu sein, sagt der Politiker. Sicherlich arbeiteten viele im Ausland, aber das Geld, das sie nach Hause schicken, komme der Region auch zugute. «Viele Emigranten bauen sich hier ein Haus, investieren also in unsere Bauwirtschaft», sagt Genzko. Er rechnet damit, dass nicht wenige in den nächsten Jahren heimkehren werden.

Nach dem grossen Einbruch im Krisenjahr 2009, als das Bruttosozialprodukt um 15 Prozent sank, erholte sich die Wirtschaft. Die Nachfrage nach den Produkten der Region sei zuletzt stark gewachsen, sagt Genzko. 2011 stieg die landwirtschaftliche Produktion um 25 Prozent. In sechs Zuckerfabriken produziere die Region mehr als zehn Prozent des ukrainischen Rübenzuckers. Auch der Ausbau der dringend notwendigen Lagerkapazitäten geht voran. Drei Getreidespeicher wurden jüngst gebaut, damit sind die Produzenten nicht mehr gezwungen, Weizen, Mais und Gerste nach der Ernte sofort und zu jedem Preis zu verkaufen.

Entwicklung als Firmenmotto

Eines der neuen Silos entsteht 40 Kilometer südlich von Ternopil. Silbernen ragen die Türme des Getreidespeichers empor. Derzeit können 64 000 Tonnen Getreide gereinigt und gelagert werden. Wenn das Silo fertig ist, wird es mit einer Kapazität von 110 000 Tonnen das grösste und modernste der Region sein. Besitzerin ist die Agro-Holding Mriya, der grössten Arbeitgeberin in Ternopil und ein Vorzeigebetrieb. Firmengründer Iwan Guta hatte ihn 1992 mit 50 Hektar Land und 20 Mitarbeitern aufgenommen. Er setzte auf Technisierung und überzeugte ausländische Investoren. Inzwischen hat der Betrieb 5 000 Mitarbeiter und beackert 240 000 Hektar Land in mehreren westukrainischen Regionen.

Der Firmenname Mriya bedeutet auf Ukrainisch «Traum», das Firmenmotto «Wir kümmern uns um

Entwicklung». Viele Schulen und Kindergärten in der Umgebung der Produktionsstätten sind auf Firmenkosten gebaut oder renoviert worden. Patriarch Guta wolle seine Region am Erfolg teilhaben lassen und den Lebensstandard für alle heben, heisst es von der Pressesprecherin. In einer eigenen Landwirtschaftsschule trainiert Mriya besonders begabte Studenten der örtlichen Hochschulen, denn es mangelt an Fachkräften, die die modernen Maschinen des Betriebes bedienen können.

Nur wenige schaffen es

Nikolai Ratuschnij gehört zu denen, für die sich dank Mriya der Traum von einem interessanten und gut bezahlten Arbeitsplatz erfüllt hat. Der 32-Jährige arbeitet als leitender Ingenieur im neuen Silo, ist verantwortlich für 40 Mitarbeiter und sehr stolz auf seinen Getreidespeicher. «Das man mir diese grossartige Anlage anvertraut, ist wunderbar», sagt der junge Mann im Blaumann. Am Computerbildschirm zeigt er, wie das Silo automatisch Feuchtigkeit und Temperatur des sensiblen Getreides überwacht. «Das Korn atmet und schwitzt», erklärt Ratuschnij, deshalb seien ständige Kontrollen im angeschlossenen Labor nötig.

Ratuschnij gehört zu den wenigen Spezialisten der Gegend, hat Nahrungsmitteltechnik studiert und ist Fachmann für Getreidelagerung. «Während meiner Ausbildung hätte ich nie gedacht, dass ich einmal in einer so modernen Anlage würde arbeiten können.» Das Studium sei zu wenig auf zeitgemässe Technik ausgerichtet gewesen. Er selbst habe Glück gehabt. Für die erfüllende Arbeit pendelt er freiwillig quer durch die Region. Um eigenes Land zu beackern, bleibt Ratuschnij keine Zeit – Milch und Kartoffeln kauft er im Laden. ■

**Ann-Dorit Boy arbeitet als freie Moskauer-Korrespondentin für verschiedene deutschsprachige Medien (u.a. «Neue Zürcher Zeitung», «Die ZEIT», «Spiegel Online») und bereist regelmässig die Ukraine.*

Politische Entwicklung

Mit der Orangen Revolution von 2004 hat sich das ukrainische Volk gegen Wahlmanipulationen gewehrt und den demokratischen Hoffnungsträger Wiktor Juschtschenko zum Präsidenten gemacht. Doch der Politiker versäumte wirtschaftliche Reformen. Auch von seinem Ziel, die Ukraine in die Europäische Union und die Nato zu führen, blieb er weit entfernt. Stattdessen zerstritt sich Juschtschenko mit seiner einstigen Mitstreiterin, der Premierministerin Julija Timoschenko. Im Januar 2010 wurde er ausgerechnet von seinem pro-russischen Gegner von 2004, Wiktor Janukowitsch, abgelöst. Dieser schlingert seitdem aussenpolitisch zwischen Russland und dem Westen. Scharfe Kritik löste die Verurteilung seiner Konkurrentin Julija Timoschenko wegen Amtsmissbrauch aus.

Aus dem Alltag von... Guido Beltrani, DEZA-Koordinator in Kiew

In der Ukraine gehören Trinksprüche zur Tradition. Ein gemeinsames Essen ohne zahlreiche «Toasts» ist undenkbar. Der dritte Spruch muss immer den Frauen gewidmet werden. Dies zur Freude meiner Arbeitskolleginnen, insbesondere dann, wenn ich einige Worte auf Russisch sage, denn sonst ist Englisch unsere Arbeitssprache. In der Bevölkerung ist Englisch jedoch wenig verbreitet, darum bemühe ich mich, zumindest Russisch zu lernen. Dieses beherrschen die meisten Ukrainer wie eine zweite Muttersprache. Bei meinem Stellenantritt hatte ich bereits einige Vorkenntnisse, die jedoch ausbaufähig sind. Im Moment ist es so: Wenn ich 30 bis 50 Prozent verstehe, sprechen die Menschen Russisch, wenn ich fast nichts begreife Ukrainisch. Deshalb besuche ich weiterhin Lektionen. Meistens am frühen Morgen vor Arbeitsbeginn.

Gemeinsam mit meiner Partnerin wohne ich im Zentrum, nur 15 Gehminuten vom Büro entfernt. Als ich von meinem letzten Posten in Pristina, Kosovo, hier nach Kiew kam, war es mir ein Anliegen, zu Fuss zur Arbeit gehen zu können. Wenn man kälteresistent ist, geht das prima. Unsere Wohnung ist

«Wenn man auf Projektbesuch bei minus 25 Grad mit einem selbst gebackenen Brot empfangen wird, entschädigt dies für vieles.»

schön renoviert, das Treppenhaus und die Fassade sind allerdings in einem schlechten Zustand. Das ist typisch für die Ukraine. Die Wohnungen wurden nach dem Zerfall der Sowjetunion privatisiert, doch was ausserhalb der Wohnungstür liegt, zählt zum öffentlichen Raum und wird kaum gepflegt. Deshalb hat die Schweiz hier mehrere Energieeffizienz-Programme lanciert, mit denen wir Gebäuderenovationen unterstützen und einen Beitrag an den Klimaschutz leisten.

Der Ausbau der Infrastruktur ist ein wichtiges Thema in der Ukraine – dieses Jahr vor allem im Zusammenhang mit der Fussball-Europameisterschaft.



Für die EM wurden in den vier ukrainischen Spielstätten mit Höchstgeschwindigkeit neue Hotels hochgezogen, die Flughäfen ausgebaut und zahlreiche Strassen renoviert. In Kiew sind die Veränderungen überall spür- und sichtbar.

Derzeit beschäftigt mich der Abschluss unseres Themenschwerpunkts «Justiz». Mit diesem Programm haben wir versucht, diverse Ziele zu erreichen: beispielsweise bessere Haftbedingungen oder bessere gesetzliche Grundlagen für eine unabhängige Justiz. Auch wenn der Fall Timoschenko europaweit für negative Schlagzeilen sorgte, darf man mit gutem Gewissen sagen, dass wir einiges erreichen konnten. Die Haftbedingungen für Frauen sind besser geworden. Messbar ist dies etwa am Angebot für Mütter, die ihre Kinder bis dreijährig bei sich haben dürfen. Zudem hat das Parlament unlängst ein Gesetz verabschiedet, das unter anderem auch Hausarrest anstelle von Untersuchungshaft ermöglicht und die Rechte der Verteidigung ausweitet. Die Schweiz hat diese Punkte forciert, und nun freuen wir uns, dass sie aufgenommen wurden.

Freizeit habe ich wenig, aber wenn man auf Projektbesuch bei minus 25 Grad mit einem selbst gebackenen Brot oder einem ukrainischen Lied empfangen wird, entschädigt dies für vieles. Gelegentlich geniesse ich einen Spaziergang durch die wunderschönen Parks entlang vieler Kirchen und Klöster. Abends esse ich gerne auswärts oder ich lese. Immer auf Italienisch. Da ich seit meinem 19. Lebensjahr nicht mehr im italienischen Sprachraum lebe, pflege ich als Tessiner mit sizilianischen Wurzeln meine Muttersprache bewusst. ■

(Aufgezeichnet von Mirella Judith Wepf)

Von Gouvernanz bis Energieeffizienz

1991 anerkannte die Schweiz die Ukraine als unabhängigen Staat. 1997 unterzeichneten die beiden Länder ein Abkommen über technische, wirtschaftliche und humanitäre Zusammenarbeit. Derzeit unterstützen die DEZA und das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) in der Ukraine rund 15 Projekte mit den Schwerpunkten lokale Gouvernanz und kommunale Dienstleistungen, reproduktive Gesundheit, Energieeffizienz, Finanz- und Wirtschaftsentwicklung sowie Justiz (bis Ende 2012). Der Beitrag im Rahmen der Kooperationsstrategie 2011 bis 2014 wird voraussichtlich 60 Millionen Franken betragen.
www.deza.admin.ch/ukraine
www.swiss-cooperation.admin.ch/ukraine

Diagnose: Schriftstellerin

Kürzlich trat ich in Wien in der Hauptbücherei auf und wurde gefragt, welchen Platz Schriftsteller in der ukrainischen Gesellschaft einnehmen, welchen Einfluss sie ausüben. Ich war kurz davor zu antworten: Welchen Einfluss sollen sie schon haben, wenn jeder vierte Ukrainer keine Bücher liest, wenn es kaum Buchläden gibt und wenn man selbst am Kiewer Flughafen keinen einzigen Bücherkiosk findet? Doch dann erinnerte ich mich an mein Foto in der von Wirtschaftsmedien veröffentlichten Liste der «100 einflussreichsten Menschen der Ukraine» wie auch an die vielen Autogramstunden mit Hunderten von Menschen, die mit Büchern geduldig Schlange standen, was selbst auf den Buchmessen in Frankfurt und Leipzig nicht vorkommt! Jede Situation, so merkte ich, sieht von aussen betrachtet anders aus als von innen. Meine westlichen Schriftstellerkollegen etwa sind bei ihren Besuchen in der Ukraine immer begeistert, wie gut unsere Literaturabende mit manchmal bis zu 800 Interessierten besucht sind. Und dass im Saal nicht alle Platz finden und die Organisatoren eine Leinwand auf die Strasse stellen müssen, könnte man sich im Westen wohl eher bei der Übertragung eines Fussballspiels vorstellen.

Ich teilte diese Überlegungen dem Wiener Publikum mit, fügte jedoch an, dass eine solche Nachfrage nicht als Gradmesser unseres kulturellen Wohlergehens angesehen werden könne. Es ist vielmehr eine Folge der Krise, in welcher die gesamte Elite das Vertrauen der Bevölkerung eingebüsst hat, so dass

«moralische Autoritäten» gefragt sind. Ein Schriftsteller als öffentliche Person, dem Fragen «über Gott und die Welt» gestellt werden – Wie kann unser Umweltbewusstsein geändert werden? Gibt es in der Ukraine einen Feminismus? Was sagen Sie zum Film «Melancholia» von Lars von Trier? usw. – füllt in Wirklichkeit nur gezwungenermassen jene Lücke, die in historisch glücklicheren Ländern, zu denen hoffentlich auch Österreich zählt, wohl von Politikern und Vertretern der Kirche eingenommen wird.



Die Ukrainerin **Oksana Sabuschko**, 52, gilt in ihrem Heimatland als eine der wichtigsten zeitgenössischen Schriftstellerinnen. Sie lebt in Kiew, hat ein Philosophie-Studium abgeschlossen, an der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften gearbeitet, war als Fulbright-Stipendiatin in Harvard und Pittsburgh und als Writer-in-Residence 1992 an der Penn State University. Gegenwärtig ist sie Vizepräsidentin des ukrainischen PEN-Zentrums und unterrichtet kreatives Schreiben an der Universität Kiew.

Als ich dies sagte, ging ein verdächtiges Raunen durch mein «historisch glücklicheres» Publikum, aus dem plötzlich jemand die Frage – nicht an mich, sondern an den Saal – stellte: «Warum kommen bei uns nie 500 Leute an eine Lesung?» Ich fragte verwundert: «Steht es bei Ihnen genauso schlecht?» Der Saal antwortete mit freundlichem Gelächter.

Das ständige Gerede über korrupte Politiker daheim täuscht darüber hinweg, dass diese Krankheit epidemische Ausmasse erreicht hat. Der Typ des als «Verkäufer» agierenden Politikers (nach einer Definition von Umberto Eco), oder noch schlimmer wie Wadym aus meinem Roman «Museum der vergessenen Geheimnisse» (als Modell dienten mir «politische Geschäftsleute»), hat sich weit über die Grenzen des ehemaligen kommunistischen Blocks ausgebreitet. Wahrscheinlich würde das Publikum in jedem der Länder, auf die meine Landsleute von ausserhalb der «Schengener Mauer» mit so viel Sehnsucht und Neid blicken, ebenso lebhaft auf meine «ukrainischen Diagnosen» reagieren und sich selbst darin wiedererkennen. Denn es ist überall dasselbe: Die Wertekrise führt zu einer Autoritätskrise, und der frei gewordene Platz wird von «Prominenten» eingenommen – von Menschen, die «einzig dafür berühmt sind, berühmt zu sein», wie es der französische Schriftsteller Frédéric Beigbeder formulierte. Und wenn sich darunter zufällig auch Schriftsteller befinden, ist es vielleicht nicht einmal die schlechteste Variante. Der Markt hat zwar auch uns zu «Verkäufern» gemacht, doch handeln wir – im Gegensatz zu Politikern – immer noch mit eigenen Ideen. Und wir fügen unseren Ländern sicherlich weniger Schaden zu. ■

(Aus dem Ukrainischen)



Berthold Steinhilber/afp

Busse für lettische Schulkinder

Die Finanzkrise hat Lettland hart getroffen. Enorme Einsparungen im Staatshaushalt führten zur Schliessung von Schulen und zur Stilllegung von Teilstrecken des öffentlichen Verkehrs. Dank Unterstützung aus der Schweiz konnten für 9000 Kinder in 59 Gemeinden neue Schulbusse finanziert werden. Auch der Unterhalt der Busse ist langfristig sichergestellt.



Schulen müssen auch erreichbar sein, mit den neuen Schulbussen ist dies gewährleistet

(mjw) Genau wie viele andere Staaten musste auch Lettland nach dem Zusammenbruch der einstigen Sowjetunion und der darauf folgenden Unabhängigkeit 1991 ganze Wirtschaftszweige und Handelsstrukturen neu aufbauen. Und tat dies mit einigem Erfolg, insbesondere während der letzten Jahre.

Einen herben Rückschlag erlitt der baltische Staat jedoch mit der weltweiten Finanzkrise. Umso wichtiger wurde in diesem Moment der Erweiterungsbeitrag, mit dem die Schweiz die zwölf Staaten unterstützt, die wie Lettland 2004 der Europäischen Union beigetreten sind. Dieser hat zum Ziel, wirtschaftliche und soziale Ungleichheiten innerhalb der EU abzubauen. Zwölf Projekte profitieren mittlerweile von dieser lettisch-schweizerischen Zusammenarbeit, eines davon war die Beschaffung von 110 Schulbussen.

Genau im richtigen Moment

Laut Christine Grieder, die bis Ende Juli 2011 das Schweizer Engagement vom Büro in Riga aus koordinierte, ist das Projekt bei der lettischen Bevöl-

kerung äusserst populär und kam genau im richtigen Moment: «In Lettland gibt es viele uralte Busse, die oft nur behelfsmässig geflickt sind und nur aus der Not heraus noch eine Bewilligung erhalten. In der Schweiz hätte man diese längst aus dem Verkehr gezogen.»

Bildung ist in der Kooperation mit östlichen Ländern ein zentrales Thema, obwohl vielerorts das Bildungsniveau recht hoch ist. Doch die Schulen müssen auch erreichbar sein. Dank der neuen Busse ist nun für rund 9000 lettische Kinder aus 59 Gemeinden in abgelegenen Gebieten der Schulfweg wieder gesichert. Der Beitrag der Schweiz betrug rund 14 Millionen Franken.

Christine Grieder war bei der Übergabe der Busse so oft wie möglich dabei. Die Einweihungsfeier des ersten Busses, die sie mit der Schweizer Botschafterin, Gabriela Nützi Sulpizio, besuchte, ist ihr speziell in Erinnerung geblieben: «Die Frauen des kleinen Weilers Grobina haben ein riesiges Brot für uns gebacken. Der Empfang war auch in anderen Gemeinden extrem emotional. Das schafft bleibende Erinnerungen und Beziehungen.» ■

Von Mikrokrediten bis Jugendinitiativen

2006 wurde das Osthilfegesetz als Grundlage für den schweizerischen Erweiterungsbeitrag zugunsten der neuen EU-Staaten mit 53 Prozent Ja-Stimmen an der Urne angenommen. Das entsprechende bilaterale Rahmenabkommen mit Lettland wurde vom Bundesrat 2007 unterzeichnet. Zu den insgesamt zwölf Projekten im Umfang von knapp 60 Millionen Franken, die dort unter der Federführung von Seco und DEZA bis Mitte 2017 durchgeführt werden, gehören unter anderem die Entsorgung von Altlasten im Industriehafen von Riga, die Vergabe von Mikrokrediten, die Förderung von Jugendinitiativen und ein Fonds zur Unterstützung der Zivilgesellschaft. www.erweiterungsbeitrag.admin.ch (Lettland)

Weihnachten auf Mindanao

Der Tropensturm Washi richtete vergangenes Jahr auf den Philippinen immense Schäden und Verwüstungen an. Die Katastrophe forderte über 1000 Todesopfer, Zehntausende wurden obdachlos. Sechs aus der Schweiz angereiste Helferinnen und Helfer leisteten in dieser Situation wichtige Nothilfe. Ein typischer Einsatz des Schweizerischen Korps für Humanitäre Hilfe SKH.



DEZA (3)

Eine andere Welt

«Ich liebe Reisen, andere Kulturen, exotisches Essen und lerne gerne neue Menschen kennen», antwortet Claudio Valsangiacomo auf die Frage, weshalb er immer wieder aufs Neue bereit sei, auf Abruf in Katastrophengebiete zu reisen. Der 50-jährige Biologe und zweifache Familienvater ist seit zehn Jahren Mitglied der SKH-Fachgruppe für Wasser und Hygiene und leistet regelmässig Kurzeinsätze von ein bis drei Wochen: «Früher war ich für die Wissenschaft unterwegs, da lernte ich vor allem den reichen Westen kennen. Das SKH zeigt mir eine andere Welt, sozusagen die Kehrseite der Medaille. Für mich ist es eine grosse Chance, dort etwas tun zu können. Ich lerne bei jedem Einsatz – oft erhalte ich mehr, als ich beibringe. Auf persönlicher, wie auch auf technischer Ebene.»

Bei der Ankunft bot sich den Mitgliedern des Sofort-Einsatz-Teams ein verheerendes Bild der Verwüstung mit vielen Toten und Obdachlosen

(gn) Claudio Valsangiacomo sitzt gerade im Zug, von einer Sitzung in Bern nach Hause ins Tessin, als ihn die Disponentin des SKH auf dem Handy erreicht. Keine 24 Stunden später ist er wieder unterwegs, diesmal mit dem Flugzeug zu einem Nothilfeinsatz auf den Philippinen. Mit dabei hat er drei grosse schwarze Koffer mit zwei mobilen Laborausrüstungen für bakteriologische und chemische Wasseranalysen. Es ist die Grundausrüstung des Wasser- und Sanitätsspezialisten.

Heftige Regengüsse und als Folge davon ein rasanter Anstieg der Flusspegel hatten in den frühen Morgenstunden des 17. Dezember 2011 auf den Philippinen Verwüstung und Tod gebracht. Besonders betroffen: die Küstenstädte Cagayan de Oro und Iligan City im Norden der Insel Mindanao, wo viele Menschen im Schlaf von den Fluten überrascht worden waren. Erste Meldungen berichteten von 650 Toten und über 800 Vermissten.

Angaben, die schnell nach oben korrigiert werden mussten.

Wie üblich in solchen Katastrophenfällen, bot die Schweiz, unmittelbar nach Eingang der ersten Informationen, der philippinischen Regierung ihre Hilfe an. Nach einer ersten Situationsanalyse entschied die SKH-Zentrale, ein sogenanntes Sofort-Einsatz-Team – kurz SET – ins betroffene Gebiet zu entsenden.

Kaum angekommen, wird analysiert

In diesem Fall sind es sechs Mitglieder des SKH – vier Wasser- und Sanitätsspezialisten, sowie zwei Logistiker –, die für den rund zweiwöchigen Einsatz ins Katastrophengebiet aufgebieten werden. Sie alle sind Berufsleute, die für den SKH-Einsatz von ihren Arbeitgebern freigestellt werden oder Ferientage beziehen. Für Claudio Valsangiacomo, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Tessiner Fach-



Während der Ingenieur Urs Rupper (links) mit Kollegen die Schäden an einer Wasserleitung analysiert, richtet Teamleiter Claudio Valsangiacomo (oben) einen mobilen Kunststoff-Wasserspeicher ein

hochschule SUPSI, ist es nach dem Tsunami 2004 und einer Choleraepidemie in Zimbabwe 2008 bereits das dritte Mal, dass er über Weihnachten in ein Katastrophengebiet reist, statt mit der Familie zu feiern. Kein Problem sagt er, «sie freuen sich, wenn ich dann wieder nach Hause komme und viel zu erzählen habe».

Der Biologe gehört seit zehn Jahren zum Pool der rund 700 SKH-Fachleute. Im Schnitt leistet er ein bis zwei Einsätze pro Jahr, jener auf den Philippinen ist sein erster als Teamleiter. Mit von der Partie in der ad hoc zusammengestellten Gruppe sind weitere SKH-Routiniers wie der Chemiker Peter Dario, der Ingenieur Urs Rupper oder der Logistiker Patrick Frehner sowie die Geologen Ellen Milnes und Thomas Rosenberg, beide zum ersten Mal in einem Nothilfeinsatz. Bei der Zwischenlandung in Manila übergibt der Schweizer Botschafter Claudio Valsangiacomo rund 40 000 Franken Bargeld, damit das Team vor Ort schnell und unabhängig handeln kann.

In Cagayan de Oro treffen die Helfer auf ein Bild der Verwüstung: Ein ganzes Quartier wurde von der Flut weggeschwemmt, viele Häuser sind zerstört, so auch das städtische Wasserlabor. Infolge eines Rohrbruchs sind 60 Prozent der rund 500 000 Einwohner ohne Wasser – schnelle Hilfe ist gefragt. «Wir kamen nachmittags um drei Uhr an, hatten um 17 Uhr eine Lagebesprechung mit der Chefin der städtischen Wasserversorgung – drei Stunden später machten wir die ersten Wasseranalysen», rühmt Claudio Valsangiacomo die effiziente Zusammenarbeit mit den lokalen Verantwortlichen. In dieser Situation zeigt sich, wie wichtig es war, die Laborausstattung aus der Schweiz mitzubrin-

gen. In den folgenden Tagen und Wochen sind die Labors in Hochbetrieb: Täglich werden rund 40 Analysen durchgeführt, um festzustellen, welches Wasser zum Trinken freigegeben werden kann und wo Brunnen gereinigt werden müssen.

Crashkurs im Chlorieren

Am 24. Dezember, nur zwei Tage nach Ankunft der ersten Helfer aus der Schweiz, kommt auch das restliche Material. «Eine Meisterleistung der Logistiker, dieser rasche Transport, mitten in der Weihnachtszeit», sagt Teamleiter Valsangiacomo. Dank der zehn aus der Schweiz angelieferten Kunststoff-Wasserspeicher kann der akute Kapazitätsengpass bei der Wasserversorgung nun entschärft werden. Um die Qualität des gelieferten Trinkwassers sicherzustellen, geben die Spezialisten des SKH den Lastwagenchauffeuren, sowie allen anderen an der Verteilung von Trinkwasser Beteiligten, einen Crashkurs im Chlorieren. Zudem leisten sie Unterstützung bei der Reinigung und Wiederinbetriebnahme unzähliger Brunnenschächte und stellen in Iligan 33 Ecosan-Toiletten auf.

Schliesslich initiiert das Team, kurz vor Abschluss der Mission, eine Schlammreinigungsaktion im Problemquartier Balulang. Um mögliche Spannungen von vornherein zu unterbinden, werden der örtliche Imam wie auch der christliche Pfarrer in die Aktivitäten eingebunden. Bei der Abreise der Schweizer sind die Arbeiten noch voll im Gang: Mit dem restlichen Bargeld hatte man Karretten und Schaufeln, Bagger und Lastwagen gemietet sowie den Lohn für 150 Helferinnen und Helfer bereitgestellt, die nun während einer Woche die Strassen ihres Quartiers vom Schlamm befreien. Im Schweizer Team hatte man lange diskutiert, ob dieses «Cash-for-Work-Programm» nicht zu riskant sei. Das Foto, welches Claudio Valsangiacomo ein paar Wochen später aus Balulang erhält, zeigt: Das Risiko hat sich gelohnt. ■

Von Mali bis Haiti, Thailand bis Libyen

Ein gültiger Pass und die Impfungen gegen die wichtigsten Tropenkrankheiten sind up to date – dies eine wichtige Grundregel für die Nothelferinnen und -helfer des Schweizerischen Korps für Humanitäre Hilfe SKH. Denn wer sich für ein SET-Engagement (Sofort-Einsatz-Team) zur Verfügung stellt, muss innert kürzester Zeit reise- und einsatzbereit sein. In der Zeit vom 1. Januar 2011 bis Ende April 2012 bot das SKH 97 Personen für solche Soforteinsätze auf. Diese leisteten im Rahmen von insgesamt 20 SET-Einsätzen 1059 Einsatztage rund um den Globus. Nebst Engagements beim Erdbeben in Japan oder der humanitären Krise in Libyen, standen in diesem Zeitraum weitere Teams im Einsatz in Pakistan, Mali, Kongo, Bosnien-Herzegowina, Thailand, der Türkei, Ägypten, Tunesien, Kenia, Brasilien, Liberia, Haiti, an der Elfenbeinküste und auf den Philippinen.

Einblick DEZA

Wasserzertifikate

(mq5) Die guten Erfahrungen mit freiwilligen CO₂-Emissionszertifikaten lassen darauf schliessen, dass ein ähnlicher Finanzierungsmechanismus für Projekte im Wasserbereich möglich ist. Immer mehr Privatunternehmen achten nämlich aus ökologischen und wirtschaftlichen Gründen vermehrt auf ihren Wasserverbrauch. Zudem verlangen Konsumenten vermehrt nachhaltig produzierte Güter. Künftig können Firmen ihren Wasserverbrauch kompensieren, indem sie Zertifikate von ausgewählten Projekten im Bereich der Wasserversorgung, Wasserreinigung oder dem Wasserschutz kaufen. Solche Zertifikate ergänzen die eigenen Anstrengungen der Firmen, ihren Wasserfussabdruck zu reduzieren, und sind ein zusätzliches Mittel zur Förderung des nachhaltigen Umgangs mit der Ressource Wasser. Die DEZA finanziert die Machbarkeitsstudie für solche Zertifikate und die Umsetzung während den ersten zwei Jahren mit. Die Koordination zwischen den Unternehmen und den Nachhaltigkeitsprojekten stellt das weltweit tätige Emissionshandelsunternehmen First Climate sicher.

Laufzeit: bis 2013

Budget: 658000 CHF

Weniger anfällig auf Konflikte

(bm) Das Hindukusch-Gebirge zwischen Afghanistan und Pakistan ist von Konflikten geprägt. Eine unsichere Ernährungslage bedroht die überwiegend ländliche Bevölkerung, auf die wenigen öffentlichen Dienste ist kaum



Hollandse Hoogte/laif

Verlass. Abgesehen davon, dass Infrastrukturen, angepasste Technologien und Marktzugang fehlen, ist – aufgrund der klimatischen Bedingungen – die Landwirtschaft als wirtschaftlicher Hauptmotor der Region äusserst verletzlich. Die DEZA hat ein Projekt lanciert, um den Lebensunterhalt der Bevölkerung zu verbessern und so ihre Verwundbarkeit gegenüber Konflikten und Naturgefahren zu reduzieren: Der Zugang zu Trinkwasser und Basisdienstleistungen werden verbessert, Bewässerungssysteme entwickelt und lokale Produktionsketten gefördert. Das Projekt ist Teil des neuen Regionalprogramms Hindukusch der DEZA in Afghanistan und Pakistan, und ein Beispiel für das Engagement der Schweiz in fragilem Umfeld. *Projektdauer: 2012 bis 2015*
Budget: 15,1 Mio. CHF

Ein bisschen näher

(mpe) Die kosovarische Stadt Mitrovica bleibt tief gespalten; seit dem Krieg leben Serben und Albaner Rücken an Rücken – dazwischen der



Lukasz Trzinski/Wisniewski/laif

Fluss Ibar – und lehnen jeglichen Kontakt ab. Eines der wenigen bisher entstandenen gemeinsamen Projekte ist eine multiethnische Schule. Zur Versöhnung von Jugendlichen der beiden Gemeinschaften soll das sowohl im Norden als auch im Süden der Stadt angesiedelte International Business Center beitragen. Das von der DEZA und andern Gebern unterstützte Projekt stösst offenbar auf Interesse, haben sich doch 120 Studentinnen und Studenten für 2011/2012 eingeschrieben. Zwar wird man die Bewohner einander noch viel näher bringen müssen, doch die Initiative ist ein bemerkenswerter Fortschritt auf dem langen Weg hin zur Wiedervereinigung Mitrovicas und zur Befriedung des Kosovos. *Projektdauer: 2012 bis 2013*
Budget: 1,25 Mio. CHF

Umweltmonitoring im Sahel

(bm) Seit Jahren verliert Afrika riesige Flächen Ackerland. Grund dafür ist der Rückgang der Niederschläge, aber auch die Belastung der Umwelt durch den Menschen: Monokulturen, Waldrodungen, Buschfeuer usw. Der damit einhergehende Produktivitätsverlust verschärft die Verletzbarkeit der Sahelbevölkerung. Die DEZA unterstützt ein Projekt zur Sensibilisierung der Bevölkerung für Ursachen und Folgen des Klimawandels, damit sie mitentscheiden und ihre Interessen verteidigen kann. Dabei werden qualitativ wertvolle Umweltinformationen bereitgestellt und an die betroffenen Akteure weitergegeben. Mit diesen Entscheidungsgrundlagen sollen die Folgen des Klima-



Michael Martin/laif

wandels gemildert und die Lebensbedingungen verbessert werden. Umgesetzt wird das Projekt vom Observatoire du Sahara et du Sahel. *Projektdauer: 2012 bis 2015*
Budget: 3,75 Mio. CHF

Erdbebenvorsorge in Zentralamerika

(gjf) Zentralamerika wird regelmässig von Erdbeben heimgesucht. Die Verluste sind hoch, sowohl menschlich wie bezüglich der Infrastruktur. Besonders verletzlich sind die oft überbevölkerten Städte. Ein Projekt der DEZA setzt sich zum Ziel, die regionalen Such- und Rettungskapazitäten für urbane Räume zu stärken. Es soll alle betroffenen Akteure der zentralamerikanischen Grossstädte auf effizientere Einsätze bei Erdbeben vorbereiten. In einem neuen regionalen Ausbildungszentrum in San José (Costa Rica) sollen Spezialistenteams aus verschiedenen Ländern Zentralamerikas ausgebildet werden. Eine Plattform wird ausserdem die Standardisierung der Einsatzmethoden, die gegenseitige Unterstützung innerhalb der Region und die Nachhaltigkeit des Projekts sicherstellen. Geschätzte zwölf Millionen Stadtbewohner könnten von dieser Initiative profitieren. *Projektdauer: 2012 bis 2014*
Budget: 1,2 Mio. CHF

Kein Erfolg ohne Risiko

Das Umfeld der Entwicklungszusammenarbeit hat sich verändert. Nebst den klassischen Geberländern leisten heute zunehmend Schwellenländer wie China oder Brasilien, aber auch private Stiftungen und Firmen Unterstützung. Im Gespräch mit Gabriela Neuhaus spricht Brian Atwood, Direktor des OECD-Entwicklungskomitees DAC, über Herausforderungen und Chancen dieser neuen Situation.



Juergen Escherhalm

Somalia gehört zu den Ländern, die sich selber als fragil bezeichnen und künftig selber über die Prioritäten ihrer Entwicklungsprogramme und -projekte bestimmen wollen

«Eine Welt»: Lange hatten die Industrieländer des Nordens den alleinigen Lead in der Entwicklungszusammenarbeit. Heute spielen andere Akteure eine zunehmend wichtige Rolle. Was hat das für Folgen?

Brian Atwood: Wir stehen vor grossen Herausforderungen. Die neuen Geberländer haben ihre eigenen Methoden der Zusammenarbeit und wollen sich von den Ländern des Nordens nicht in ihre Beziehungen zu den Partnerländern dreinreden lassen. Sie sagen, dass sich die sogenannte Süd-Süd-Zusammenarbeit und die Nord-Süd-Zusammenarbeit ergänzen. Nun müssen wir untersuchen, wie weit dies wirklich der Fall ist. Was die Rolle des privaten Sektors anbelangt, bin ich der Meinung, dass dieser eine wichtige Rolle spielt, die aber erst in einer fortgesetzten Phase zum Tragen kommt. Es braucht ein gewisses Mass an Entwick-

lung, bevor die Privatwirtschaft bereit ist, in ein Land zu investieren.

Welche Bedeutung hat in diesem neuen Kräftefeld das DAC?

Wichtig ist uns der Dialog mit den neuen Anbietern, dies ist Teil unserer globalen Beziehungsstrategie. Mit der kürzlich in Busan beschlossenen globalen Partnerschaft für effektive Entwicklung hat man dafür eine gute Form gefunden. Nun sind wir daran, Strukturen für die künftige Zusammenarbeit zu schaffen. Das DAC wird sicher im Präsidium vertreten sein und sich auch in weiteren Bereichen engagieren. Eine gute Methode, um weiter zu kommen, ist etwa der Versuch, Aufgaben zu dritt anzugehen: Ein Partnerland erhält gleichzeitig von einem DAC-Mitglied sowie einem Vertreter der Schwellenländer Unterstützung. Ich bin



J. Brian Atwood ist seit Januar 2011 Vorsitzender des OECD-Entwicklungskomitees DAC (Development Assistance Committee). Seine vielfältige Karriere, während der er sowohl diplomatische wie politische Ämter bekleidete und immer wieder auch wissenschaftlich tätig war, begann Atwood 1966 beim Auswärtigen Dienst der USA. Seine ersten Engagements führten ihn an die Elfenbeinküste und nach Spanien. Während der Amtszeit von Jimmy Carter leitete Atwood im US-Aussenministerium die Abteilung für Congressional Relations; von 1993-99 – während der Präsidentschaft Bill Clintons – war er Administrator der US-Behörde für Internationale Entwicklung (USAID). Im Jahr 2001 stand er zudem im Dienst des Panels für UN-Friedensmassnahmen des damaligen Generalsekretärs der Vereinten Nationen Kofi Annan.



ChinaFotoPress/laf

In Myanmar bieten sich mit der Öffnung des Landes gemäss Brian Atwood insbesondere auch für die Schweiz neue Möglichkeiten der Entwicklungszusammenarbeit

überzeugt, dass wir viel lernen können, wenn wir zusammen auf gemeinsame Entwicklungsziele hin arbeiten.

Weil die Entwicklungszusammenarbeit in den ärmsten und von Konflikten gepeinigten Ländern bisher wenig Erfolg gezeigt hat, will man sich dort nun stärker engagieren. Was heisst das konkret?

Innerhalb des vom Internationalen DAC-Netzwerk für Konflikt und Fragilität initiierten Dialogs formierte sich eine Gruppe von Ländern, die sich selber als fragil bezeichnen – die sogenannten

«Es ist einfacher,
Empfehlungen
abzugeben,
als sie umzusetzen.»

G7+. Diese wiederum suchten das Gespräch mit 40 weiteren Staaten. Aus diesen Dialogen resultierte ein neues Abkommen, der sogenannte New Deal. Dieser legt den Fokus auf die Staatenbildung und besagt, dass die Länder künftig selber über die Prioritäten ihrer Entwicklungsprogramme und -projekte bestimmen sollen. Abgestimmt auf die spezifische Situation, die in jedem Staat wieder anders ist, werden wir gemeinsam mit ihnen die Entwicklungsziele und Kriterien, wie diese zu messen sind, definieren. Noch befindet sich der New Deal im Entstehungsprozess. Ich habe mich sehr darüber gefreut, dass der dänische Minister für Entwicklung, zusammen mit seiner Amtskollegin

aus Timor-Leste, den Vorsitz des internationalen Dialogs übernommen hat. Weitere Mitglieder des DAC, darunter auch die Schweiz, setzen sich ebenfalls stark für die Umsetzung des New Deal ein.

Was für eine Bedeutung hat in ihren Augen die kleine Schweiz im internationalen Kontext?

Für mich ist die Schweiz nicht eine kleine Playerin, da ihr Einfluss die Grösse des Landes bei Weitem übersteigt. Der Beschluss, die Entwicklungsausgaben auf 0,5 Prozent des Bruttonationaleinkommens zu erhöhen, war ein wichtiger Schritt – um den Menschen bewusst zu machen, dass die Lebensqualität in der Schweiz grösser ist als in den meisten andern Ländern der Welt. Und dass man, soll dies so bleiben, ein Interesse daran hat, die armen Länder dieser Welt zu unterstützen. Zudem hat die Schweiz meiner Ansicht nach die beste Demokratie. Wohlgermerkt, keine Demokratie ist perfekt und man wird auch nicht vorschlagen, das Schweizer System eins zu eins sonstwo auf der Welt einzuführen. Aber die Tatsache, dass die Schweiz im Gouvernanz-Bereich so hohe Standards hat, ist ein wichtiges Signal. Für mich liegt hier die grosse Stärke der Schweiz.

Sollte sie sich demnach in der internationalen Zusammenarbeit ganz auf das Thema Gouvernanz konzentrieren? Die jüngsten Empfehlungen des DAC fordern die Schweiz ja dazu auf, ihre Einsatzgebiete und Themen weiter einzuschränken.

Das Argument, man solle fokussierter sein, ist immer richtig und gilt für alle DAC-Mitglieder. Weil so die Wirkung in jenen Bereichen, in denen man arbeitet, grösser ist. Allerdings gebe ich zu, dass es einfacher ist, Empfehlungen abzugeben, als sie um-



Hu qingming/magnumphoto/af

Die neuen Geberländer, darunter auch China, haben ihre eigenen Methoden der Zusammenarbeit und sind überzeugt davon, dass sich die sogenannte Süd-Süd- und die Nord-Süd-Zusammenarbeit ergänzen

zusetzen. Weil es Zwänge gibt und man sich in gewissen Regionen engagieren muss. Wie zum Beispiel im Mittleren Osten, der im Umbruch ist. Oder in Myanmar, wo sich mit der Öffnung neue Möglichkeiten bieten. Bei der Forderung nach vermehrter Fokussierung geht es vorab auch um eine bessere Koordination unter den Gebern: Wo arbeitet die EU, wo die USA, welche Themen sind bereits abgedeckt, kann ich mich ergänzend einbringen? Das ist schwierig, doch bin ich überzeugt, dass die Geber künftig noch mehr miteinander sprechen und versuchen müssen, besser auf Engagements zu fokussieren, in denen sie eine beson-

Paradigmenwechsel, der in mehr Eigenverantwortung gründet und die Partnerländer stärkt. Mit der neuen Vereinbarung müssen die Mittel durch die Partnerländer selber umgesetzt werden. Das Fehlen geeigneter Systeme und Institutionen gilt künftig als Versäumnis der Geberländer, diese nicht entsprechend gestärkt zu haben und kann nicht mehr als Entschuldigung vorgeschoben werden. Damit verändert sich die Art und Weise, wie wir an die Dinge herangehen. Bisher handelten wir – die Industrieländer – sehr konservativ, weil wir unsere Steuergelder nicht riskieren wollten. Doch wenn man nicht bereit ist, ein Risiko einzugehen, kann es auch keinen Erfolg geben.

«Die eigentliche Verantwortung liegt in den Partnerländern.»

dere Stärke aufweisen. Was dazu führen dürfte, dass die Zahl der Partnerländer und Entwicklungsthemen weiter reduziert werden muss.

Das Thema ist ja nicht neu. Bereits 2005 einigte man sich auf die Erklärung von Paris für eine wirkungsvolle Zusammenarbeit...

Von den damals gesetzten 13 Entwicklungszielen wurde ein einziges erreicht. Weil wir unseren Job nicht gut genug gemacht haben, werden weiterhin Entwicklungsressourcen vergeudet. Ich glaube aber, dass die Konferenz von Busan nun die Voraussetzungen geschaffen hat, um weiter zu kommen: In Busan kam es zu einem wichtigen

Erschwerend dürfte hinzukommen, dass heute immer mehr möglichst schnelle und messbare Resultate gefragt sind.

Die Entwicklungszusammenarbeit ist ein vertracktes Geschäft. Von Bedeutung sind einzig jene Resultate, die zur Verbesserung der Lebenssituation der Bevölkerung beitragen. Bewerten können das nur die Menschen vor Ort. Ich billige den Geberländern zwar zu, dass sie in der Lage sein müssen, ihren Steuerzahlern zu sagen, was sie erreicht haben. Aber die eigentliche Verantwortung liegt in den Partnerländern. Sie investieren in jedem Fall mehr in ihre Entwicklung als alle internationalen Geldgeber zusammen. Hier spricht man von gegenseitiger Verantwortung: Die Resultate müssen von den Partnerländern gemessen werden – an uns ist es festzustellen, welche Veränderungen durch unsere Steuereurodollars angestossen wurden. In erster Linie sind es aber die direkt betroffenen Menschen, die ein Recht darauf haben, von ihren Regierungen zu erfahren, welche Resultate erzielt werden. ■

(Aus dem Englischen)

Gewichtiges Komitee

Das Development Assistance Committee DAC ist das Entwicklungskomitee der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung OECD. Die 34 OECD-Länder bekennen sich zu Demokratie und Marktwirtschaft, diesem Credo ist auch das 1961 gegründete DAC verpflichtet. Dessen 24 Mitglieder – darunter auch die Schweiz – gehören zu den wichtigsten bilateralen Geberländern: Das DAC repräsentiert schätzungsweise 90 Prozent der bilateralen öffentlichen Entwicklungshilfe. Mit der Erklärung von Paris von 2005 verabschiedete das DAC Richtlinien für die Verbesserung der Wirksamkeit in der Entwicklungszusammenarbeit. Regelmässig überprüft das DAC zudem die Qualität des Entwicklungsengagements seiner Mitglieder und gibt Empfehlungen für Verbesserungsmaßnahmen ab. www.oecd.org/dac

Weiter führende Ausführungen von Brian Atwood zum Thema Wirksamkeit auf unserer Website www.deza.admin.ch (Wirksamkeit)

Kein Frieden ohne Gerechtigkeit

Nach zehn Jahren Blutvergiesen, fünfzehntausend Todesopfern und einer fünfjährigen Übergangszeit atmeten die Nepaleser anfangs Monat auf, als begonnen wurde, die Eingliederung der ehemaligen maoistischen Guerillakämpfer und ihrer Waffen in die ordentlichen Streitkräfte einzuleiten. Damit findet ein bedeutender Schritt zur Wandlung der früheren Guerillatruppen in eine zivile Partei statt.

Erst dieser Schritt kann den Friedensprozess abschliessen, und trotzdem ist er nur einer von vielen auf dem Weg zum dauerhaften Frieden im Land. Zu viele Tote, zu viele auseinandergerissene Familien und eine ganze Generation, die bisher nur

Gewalt erlebt hat – diese Wunden werden nicht so schnell heilen. Hunderte von Familien wissen noch immer nichts über den Verbleib ihrer Lieben. Tausende haben durch die Gräueltaten des Staates und der Aufständischen ihren Ernährer verloren und verlangen Gerechtigkeit. Sie warten nun schon seit sechs Jahren und sind langsam mit ihrer Geduld am Ende. Unsere Antwort auf ihren Misstand ist für den Friedensprozess ausschlaggebend.

Frieden heisst nicht nur Waffenruhe. Frieden ist, wenn beide Kriegsparteien, Opfer und Täter, ihre Trauer und ihre Schuld überwinden und beschliessen, weiterzugehen. Der Staat sollte sich mit Entschädigungszahlun-

gen und Starthilfen für die Rehabilitierung der Kriegsoffer einsetzen, er sollte tätig werden und die Hinterbliebenen über den Verbleib ihrer Angehörigen informieren. Stattdessen hat das zögerliche Vorgehen bei der Schaffung einer Wahrheits- und Versöhnungskommission (TRC) die Trauer und die Not dieser Menschen nur noch verschärft. Laut den Versprechungen von Premierminister Baburam Bhattarai hätte die Kommission binnen dreier Monate geschaffen werden sollen; nach acht Monaten Amtszeit ist noch immer nichts passiert. Dafür vertrieb die Regierung das Büro des UNO Hochkommissariats für Menschenrechte, um sich – sollte die TRC gebildet werden – der internationalen Beobachtung zu entziehen. Jede bisherige Regierung versuchte die Strafverfolgung der Urheber der abscheulichen Verbrechen zu verhindern. Nach einer Kabinettsitzung wurde Amnestie für den vom Obersten Gerichtshof als Mörder verurteilten Maoisten Balkrishna Dhungel gefordert. Kein gutes Zeichen in den Augen der internationalen Partner, die für den Rechtsstaat eintreten. Ausser den Opfern scheint in Nepal niemand die TRC zu wollen. Das Schweigen der politischen Parteien ist ein Zeichen ihrer Angst, sich zu exponieren. Sie befürchten eine Strafverfolgung durch die TRC und drängen deshalb auf eine Generalamnestie.

Es braucht eine Versöhnung und Kompromisse auf beiden Seiten. Krieg kann nie eine Entschuldigung für gravierende Menschenrechtsverletzungen sein, deren Urheber dann ungeschoren davonkommen. Die Angehörigen haben ein Recht zu erfahren, was ihren Lieben geschehen ist. Gerechte und faire Gerichtsverfahren nach

internationaler Norm sind das mindeste, was die Regierung tun muss. Kriegsverbrecher aus beiden Lagern müssen einem fairen Verfahren unterzogen werden, und die Entscheidung über eine Amnestie gebührt nur den Familien der Opfer.

Mit dem Abzug von UNMIN und der Gründung eines nationalen Mechanismus, der unter anderem auch von der Schweiz mitfinanziert wurde, nimmt Nepal den Friedensprozess selbst in die Hand. Für die Regierung ist es eine einmalige Gelegenheit, zu zeigen, dass sie sich zum Frieden verpflichtet und ihre Probleme selbst lösen kann. Die Bildung einer starken und unabhängigen TRC stellt ein wichtiger Schritt auf diesem Weg dar. ■

(Aus dem Englischen)



Rubeena Mahato ist Korrespondentin und Kolumnistin der «Nepali Times», der grössten englischsprachigen Wochenzeitung Nepals mit Fachinformationen, Nachrichten und Kommentaren zu Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Rubeena Mahato schreibt über Entwicklung, Politik, Energie sowie IT-Themen. Sie glaubt an einen lösungsorientierten Journalismus und berichtet regelmässig über basisorientierte, gemeinschaftlich verankerte Entwicklungsansätze. Sie interessiert sich stark für Gouvernanz sowie öffentliche Politik. Auf der Suche nach Geschichten über Hoffnung und Wiederaufbau nach einem langen Jahrzehnt des Krieges, ist sie kreuz und quer durch ihr Land gereist.



Rubeena Mahato

Bengalische Einblicke



Die Fotos des 35-jährigen bengalischen Fotografen GMB Akash werden weltweit in grossen Fotomagazinen veröffentlicht und sind mit mehr als 60 internationalen Preisen ausgezeichnet worden. Zur Feier der 40-jährigen bilateralen Beziehungen zwischen der Schweiz und Bangladesch hat er diesen Frühling in Fribourg ausgestellt. Die Ausstellung «Soulsapes» fand mit Unterstützung des bengalischen Aussenministeriums sowie des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) und der DEZA als Rahmenveranstaltung des Internationalen Filmfestivals Freiburg (FIFF) statt, wo das unabhängige Filmschaffen von Bangladesch im Fokus stand. Die Fotos sind eine Hommage an die Bengalinnen und Bengalen, an ihr strahlendes Lachen, ihre ausserordentliche Fähigkeit, Schwierigkeiten zu meistern und ihre Menschlichkeit. Zudem geben sie Einblick in eine sich rasant verändernde Gesellschaft, in der die Menschen ihr Leben – trotz oft schwierigster Bedingungen – in ihre eigenen Hände nehmen.

www.gmb-akash.com





Service

Filme/DVD



Die DEZA im Fokus

(hel) Die DEZA stellt ihre Institution in einem neuen Film vor. Im Zentrum steht dabei ihr Engagement: Dasjenige der Schweiz in der Entwicklungszusammenarbeit, aber auch das persönliche Engagement einzelner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der DEZA. Vier davon werden durch ihren Arbeitsalltag begleitet, im Ausland und in der Schweiz. Sie erklären dabei ihre Aufgaben, zeigen aktuelle Programme und die entsprechenden Herausforderungen. DEZA-Direktor Martin Dahinden äussert sich über die Bedeutung der Entwicklungszusammenarbeit in einer globalisierten Welt. Darüber hinaus stellen kurze Trailer die Institution und ihre vier operationellen Bereiche vor. Entstanden sind zwölf Kurzfilme, welche einzeln oder kombiniert einsetzbar sind. Der Film ist auf DVD erhältlich und im Internet verfügbar. Er richtet sich ans breite Publikum und insbesondere an Schulen. «DEZA-Institutionsfilm»; Sprachen: Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch und Spanisch. Zu bestellen und/oder heruntergeladen unter: www.deza.admin.ch (Dokumentation, Publikationen)

Trommelgefährten

(bf) Der Dokumentarfilm «Trommelgefährten» begleitet das Schlagzeug-Quartett Beat Bag Bohemia auf ihrer abenteuerlichen Tournee durch Afrika und Europa. Die Band entstand, als der Zürcher Lucas Niggli – einer der herausragenden Schlagzeuger im Bereich der zeitgenössischen, improvisierten Musik – als «Artist in Residence» in Südafrika weilte. Dort traf er auf den Jazzer Kesivan Naidoo aus Kapstadt, Rolando Lamussene aus Mosambik sowie den Bündner Peter Conradin Zumthor. Der Filmemacher Martin Fuchs zeichnet ein vielschichtiges Bild der Band und ihrer Protagonisten und lässt die Zuschauer zu intimen Begleitern der vier musikalischen Komplizen werden.

Sie erzählen Geschichten auf Trommeln, welche die Menschen sowohl in den Townships Südafrikas wie auch im Hohen Norden begeistern. «The Fellowship of the Drums» von Martin Fuchs; Information und Bestellung: www.washingline.ch

Philippinischer Alltag

In Manila kreuzen sich die Wege von zwei philippinischen Grossmüttern, ohne dass sie die Begegnung gesucht hätten. Die eine hat ihren Enkel durch eine Gewalttat verloren, die andere kämpft für die Freilassung ihres



Enkels, der dieser Tat verdächtigt wird. Die beiden Lolas (Grossmütter) werden sich arrangieren, weil das Leben auch so schon schwierig genug ist.

«Lola» von Brillante Mendoza ist ein Film aus dem fernen pazifischen Archipel. Der Name des Regisseurs klingt spanisch, was darauf hindeutet, wer hier einst erobert und kolonialisiert hatte. Mendoza hat in den letzten Jahren viel von sich reden gemacht in Cannes und Venedig mit Filmen, die an die Grenzen des Darstellbaren gingen beim Versuch, die Wirklichkeit von den Rändern der Gewalt her filmisch zu fassen. Darunter ist auch Lola, sein berührendes Meisterwerk um die beiden Grossmütter im Sturm und Regen Manilas. Es ist eine inszenierte Wirklichkeit, die von einer Nähe lebt, die keine gespielte ist.

«Lola» von Brillante Mendoza, DVD, Originalversion: Tagalog; Untertitel: Deutsch und Französisch; Bestellungen und Informationen: www.trigon-film.org

Die neue Abhängigkeit Afrikas

(dg) Seit den 1970er-Jahren haben internationale Grossmächte und multinationale Unternehmen zahlreiche Länder Afrikas durch ein ausgeklügeltes Schuldenystem in neue Abhängigkeiten gebracht. Eine zentrale Rolle spielt dabei der Internationale Währungsfonds IWF, dessen Strukturanpassungsmassnahmen vor allem Einsparungen im Bildungs- und Gesundheitswesen zur Folge hatten und die Staaten zu Privatisierungen und zum Export von natürlichen Ressourcen zwang. Der Film «Der Preis der Schulden» thematisiert zusammen mit zwei weiteren Filmen unter dem Titel «Globalisierte Wirtschaft» die komplexen Zusammenhänge am Beispiel der Demokratischen

Republik Kongo. Er besteht aus zahlreichen Interviews und kritischen Stimmen zum IWF, gibt aber auch einem ehemaligen Direktor der Weltbank das Wort. Eine zentrale Rolle hat der Kongolese Victor Nzuzi. Mit seiner bildhaften Sprache macht er die Folgen dieses im Verborgenen wirkenden Wirtschafts-kolonialismus deutlich.

«Globalisierte Wirtschaft», DVD mit 3 Filmen (86 Minuten), ab 16 J.; Information und Beratung: Fachstelle «Filme für eine Welt»; www.filmecineinevelt.ch

Wundersam unaufgeregt

(er) Kargheit herrscht auf dem 460 Kilometer vor Afrikas Westküste liegenden kapverdischen Archipel. Erstaunlicherweise findet sich in diesem beinahe weltverlorenen Umfeld ein einzigartiger musikalischer Reichtum, wozu der Morna gehört. Bekannt wurde diese Saudade-Wehmut durch die legendäre, letztes Jahr verstorbene «Barfuss-Diva» Cesária Évora. Aus deren Schatten tritt nun die 37-jährige Sängerin Nancy Vieira mit ihrem vierten Album. Sie interpretiert schlicht, schnörkellos und doch einfühlsam ein Dutzend Poems aus der Feder von namhaften Komponisten. Stimmig dazu sind die elegant wogenden kapverdischen Rhythmen, die harmonisch perlenden und gleitenden Saitenklänge von Gitarre, Cavaquinho (port. Zupfinstrument) und Piano sowie die melodischen Flöten-Spuren. Alles zusammen wirkt wundersam



unaufgeregt wie Sonnenuntergänge über weiten blauen Meereshorizonten.

Nancy Vieira: «No Amá»
(Lusafrika/Musikvertrieb)

Bewegende Folklore

(er) Ein in jeder Hinsicht beeindruckender musikalischer Trip um die Welt. Dazu laden die World Music-Reporter der seit 2000 laufenden und inzwischen weltweit bekannten BBC Radio 3-Sendung «World Routes» ein, die rund um den Globus sogenanntes Fieldrecording betreiben, d. h. vor Ort authentische Klänge und Rhythmen aufzeichnen. Auf zwei CDs präsentieren sie nun unveröffentlichte Aufnahmen aus den letzten zehn Jahren ihrer Sendung, sehr gut dokumentiert durch ein attraktives 44-seitiges Booklet. Und die 30 Tracks aus 18 Ländern wie China, Brasilien, Georgien, Mali, Peru, Aserbaidschan oder Griechenland haben es in sich: Bekannte Musikgrößen wie der Grammy Award-Gewinner Toumani Diabate, oder Tito Paris & Ilham Al Madfai, bieten einen faszinierenden Reigen von Menschen- und Instrumentenstimmen aller Couleurs. Angesagt ist während knapp zweieinhalb Stunden bewegende Folklore, ganz ohne von im Studio poppig verbrämten Ohrgefälligkeiten, sondern mit unverfälschten, schauerhaft schönen Hörmomenten!

Various: «World Routes - On The Road» (BBC – Nascence/online)

Zeitloses Alterswerk

(er) Diese rauchig sonore, magische und gelegentlich leicht kratzige Stimme lässt aufhorchen! Sie gehört der angolischen Ikone Bonga. Der 70-jährige Sänger engagierte sich in den 70er-Jahren für Angolas Unabhängigkeit. Im Exil verurteilte er danach die blutigen Bürgerkriege. Heute verlangt er



mit seinem neusten Album soziale Gerechtigkeit in seiner Heimat. Seine balladenhaften Botschaften, hie und da mit bitter-süßem Melancholie-Anklang, betonen schöne Chorstimmen, wohlklingende Bass- und Gitarrenläufe, luftige Perkussionsrhythmen und manchmal helle Akkordeonklänge. Sie laden mal zum Tanzen, dann wieder zum Zuhören ein – z. B. bei den berührenden Duetten mit dem Chansonnier Bernard Lavilliers oder der französischen Schauspielerin und Filmemacherin Agnès Jaoui. Dabei gründet Bongas Musik im traditionellen Samba, dem angolischen Samba. Mit «Hora Kota» (Stunde der Ältesten) ist ein Alterswerk von zeitloser Klasse entstanden, das verdientermassen mit dem Preis der Deutschen Schallplattenkritik ausgezeichnet wurde.

Bonga: «Hora Kota»
(Lusafrika/Musikvertrieb)

Zimmerschmuck und Heiligenbilder

(bf) Die Kolumbianerin Guadalupe Ruiz hat sich mit ihrer Kamera in ihrer Geburtsstadt Bogotá auf die Suche nach dem



Ausstellungen

sozialen Gefälle gemacht. In sechs Gebieten, die je einer Steuerklasse entsprechen und daher für eine bestimmte soziale Schicht repräsentativ sind, hat Ruiz Häuser, Wohnungen, Interieurs, Möbel, Zimmerschmuck, persönliche Gegenstände, Heiligen- und Familienbilder fotografiert. Von den improvisierten Behausungen der Unterschicht bis zu den Villen der Reichen hat die Fotografin, die seit Mitte der 1990er-Jahre in der Schweiz lebt, Privaträume und Spuren der Bewohner zusammengetragen. Herausgekommen ist eine mehrfach ausgezeichnete provokative und ungewöhnliche künstlerische Auseinandersetzung, bei der nicht nur die wirtschaftlichen Unterschiede, sondern auch kulturelle Parallelen aufgezeigt werden.

«Guadalupe Ruiz» im Photoforum PasquArt in Biel; 14.10. bis 25.11.

Afghanistan mit afghanischen Augen

(bf) Sieht der afghanische Alltag durch die Linsen afghanischer Fotografen anders aus als das Bild, welches in den internationalen Medien vom konfliktbeladenen Land vermittelt wird? Vier junge Fotografen wollten es wissen, und durchstreiften deshalb zehn Jahre lang ihre Heimat. Herausgekommen ist eine Ausstellung mit Bildern, die einen ebenso überraschenden wie unkonventionellen Blick in das reichhaltige soziokulturelle, wirtschaftliche, moderne und traditionelle Leben der afghanischen Bevölkerung erlaubt. Als die Ausstellung Ende letzten Jahres in Kabul gezeigt wurde, besuchten sie innert zehn Tagen 5000 Afghaninnen und Afghanen. Jetzt macht sie auch in der Schweiz halt.

«New Afghanistan through Afghan Eyes» bis 16.9. im Kornhausforum Bern

Bücher und Broschüren
Der Optimist
(bf) Wenn der Ökonom Charles Kenny von der Weltbank die Wirtschaftsentwicklung Afrikas und anderer stagnierender Weltregionen betrachtet, müsste er eigentlich in Pessimismus verfallen. Doch in seinem Buch «Getting Better» macht er genau das Gegenteil: Er verbreitet Optimismus. Zwar gibt er zu, dass es einerseits punkto Pro-Kopf-Einkommen grosse Unterschiede zwischen den aufstrebenden Ländern Asiens und den Entwicklungsländern gibt, stellt jedoch fest, dass eine Annäherung bei der Lebensqualität stattfindet. Und dass es trotz Einkommens-Divergenz zwischen Industrie- und Entwicklungsländern eine zunehmende Konvergenz im Lebensalter gibt, beim Schulbesuch und sogar bei der begründeten Hoffnung, in Frieden und Freiheit leben zu können. Aufgrund dieser Erkenntnisse kommt er durch folgerichtige Beweisführung zum Schluss, dass es keinen Grund zur Resignation oder zur Geringschätzung dessen gibt, was in Afrika in den letzten Jahrzehnten geleistet worden ist. Kennys Buch ist gut lesbar, vermittelt viele Informationen und fasst Studien, die für Laien normalerweise schwer verdaulich sind, gut zusammen.

«Getting Better. Why Global Development is Succeeding – and How We Can Improve the World Even More.»; Basic Books New York 2011

An Afrikas Rändern

(bf) Der Fotograf Pieter Hugo hat sich längst weit über seine südafrikanische Heimat hinaus den Ruf eines ebenso ernsthaften wie experimentierfreudigen Künstlers aufgebaut. Insbesondere lotete er unaufhörlich die Grenzen des traditionellen Portraits aus, was ihm zahlreiche



Preise einbrachte. Hugo findet seine Motive am Rande der Gesellschaft, auf Schrottplätzen, in den heruntergekommenen Quartierstrassen der Vorstädte – nicht nur in Südafrika, in ganz Afrika: Archaisch anmutende Männer mit ihren Tüpfelhyänen in Nigeria, Jugendliche, die mit verlorenem Blick auf Müllkippen in Ghana nach Verwertbarem suchen, Albinos, Blinde oder seltsam verstörende und verlorene Landschaften. Es sind Bilder, die die ganze Bandbreite eines Kontinents umfassen und – einmal gesehen – nicht mehr aus dem Kopf gehen.

«This Must Be The Place» von Pieter Hugo, Prestel Verlag München 2012

Beduinen im Sinai

(bf) Sie ist fern und doch so nah, die Welt der Beduinen des Sinai in Ägypten. Seit Jahrhunderten leben sie nach den eige-



nen ursprünglichen Regeln ihrer Stammeskultur. Viehzucht, Religion und Familie bestimmen den Tagesablauf. Die beiden Fotografen Anina Gmür und Daniel Auf der Mauer sowie die Ethnologin Katrin Biallas begleiten in ihrem Buch «Mzayna» drei Beduinen aus dem Volk der Mzayna in ihrem Alltag. Ein Mann und zwei Frauen aus unterschiedlichen Generationen sprechen über die ersten Touristen in den 1970er-Jahren, über Beschneidung, Hochzeiten, über ihre Familien, ihre Perspektiven, Träume, Hoffnungen und Sorgen. Die Interviews und die Bilder lassen die Leser in eine ebenso kontrastreiche, exotische wie fremde Welt eintauchen.

«Mzayna» von Anina Gmür, Katrin Biallas und Daniel Auf der Mauer; Benteli Verlag Bern, 2011

Informationsportal für Westafrika

Websites

(jls) Das West Africa Gateway bietet einen einfachen Zugang zu zahlreichen verlässlichen Informationen über die Region: Karten, Statistiken, Berichte, Interviews und Pressespiegel. Die Site auf Französisch und Englisch ist kürzlich vom Sekretariat des Sahel and West Africa Club (SWAC) lanciert worden. Sie widmet sich unter anderem dem Informationsaustausch und der Verbreitung dessen, was die SWAC-Mitglieder erreicht haben. Dieser OECD-basierte Club verbindet Länder

und Organisationen, die gemeinsam an der Entwicklung und Integration Westafrikas arbeiten. Er bietet nicht zuletzt eine Gesprächsplattform, über die sich westafrikanische Initiativen international Gehör verschaffen können. Seit deren Gründung 1976 ist die Schweiz über die DEZA Mitglied der SWAC und wird auf diesem Portal über ihre Erfahrungen berichten und insbesondere ihre Programme für die Region präsentieren.

www.westafricagateway.org

EDA-Spezialisten kommen zu Ihnen

Verschiedenes

Möchten Sie sich aus erster Hand über die schweizerische Aussenpolitik informieren? Referentinnen und Referenten des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) stehen Schulklassen, Verbänden und Institutionen für Vorträge und Diskussionen zu zahlreichen aussenpolitischen Themen zur Verfügung. Der Vortragsdienst ist kostenlos, kann seine Dienstleistungen jedoch nur innerhalb der Schweiz anbieten, und es sollten mindestens 30 Personen an der Veranstaltung teilnehmen. Informationen: *Vortragservice EDA, Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern; Tél. 031 322 31 53 oder 031 322 44 12; Mail: info@eda.admin.ch*

Fernsucht



Seit je ein Weltverbesserer

DJ Bobo gehört mit 14 Millionen verkauften Alben zu den erfolgreichsten Schweizer Musikern. Seit 2006 ist er für das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen (WFP) Nationaler Botschafter gegen den Hunger.

Mit meinem Engagement für das UNO-Welternährungsprogramm setze ich mich für jene ein, die es wirklich am Nötigsten haben. Gleichzeitig möchte ich die Weltgemeinschaft dazu ermuntern, den Kampf gegen Armut und Unterernährung weiterzuführen. Ich war schon immer ein Weltverbesserer. Auch in meinen Songs geht es ja oft um Ungerechtigkeiten, gleiche Rechte und Freiheit. Natürlich reise ich extrem gerne an möglichst exotische Orte, für mich kann es eigentlich gar nie genug exotisch sein. Kürzlich waren wir für ein Konzert in der Mongolei. Und da nur alle fünf Tage eine Flugzeugverbindung existiert, hatten wir genügend Zeit, um die Menschen vor Ort kennenzulernen. Meine Musik ist zwar hauptsächlich von Amerika beeinflusst, dennoch habe ich auch Berührungspunkte mit anderen Musikstilen. So habe ich etwa 2010 mit der sehr engagierten, aus dem westafrikanischen Benin stammenden Sängerin Angélique Kidjo ein Duett gesungen – ihre Musik kann ich allen empfehlen.

(Aufgezeichnet von Beat Felber)

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Martin Dahinden (verantwortlich)
Catherine Vufray (Gesamtkoordination)
Marie-Noëlle Bossel, Marc-André Bünzli,
Beat Felber, Thomas Jenatsch, Sabina Mächler,
Pierre Maurer, Nicole Suhner

Redaktion

Beat Felber (bf – Produktion)

Gabriela Neuhaus (gn) Jane-Lise
Schneeberger (jls) Mirella Judith Wepf (mjw)
Ernst Rieben (er), Luca Befi (italienische
Version)

Gestaltung

Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie und Druck

Vogt-Schild Druck AG, Derendingen

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht

Abonnemente und Adressänderungen

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: EDA, Informationsdienst,

Bundeshaus West, 3003 Bern E-Mail:
info@deza.admin.ch
Tel. 031 322 44 12
Fax 031 324 90 47
Internet: www.deza.admin.ch

860215346

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage: 54'200

Umschlag: Junge beim Wässern in Cotonou, Benin; Jean-Michel Clajot/Aurora/laif

ISSN 1661-1667

«Um nachhaltige Resultate zu erhalten, muss man sich konkrete Ziele setzen, regelmässig die Fortschritte evaluieren und den Rückzug des Gebers sorgfältig planen.»

Mama Bouraïma, Seite 10

«Wir kamen nachmittags um drei Uhr an, hatten um 17 Uhr eine Lagebesprechung mit der Chefin der städtischen Wasserversorgung – drei Stunden später machten wir die ersten Wasseranalysen.»

Claudio Valsangiacomo, Seite 25

«Das Schweigen der politischen Parteien ist ein Zeichen ihrer Angst, sich zu exponieren.»

Rubeena Mahato, Seite 30
